

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Preis 1 Mark



Feuchtersleben.
Aphorismen



Verlag von Otto Tobies in Hannover

Preis 1 Mark

W. W. W.
Verlag
Verlag
Verlag

W. W. W.

Verlag von Otto Hofmann in Bamberg

Aphorismen.

IG
F422Aa

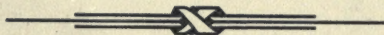
Ernst Freiherr von Feuchtersleben

Aphorismen

Zusammengestellt

von

C. Schroeder



102667
22/6/110.

Hannover
Verlag von Otto Tobies
1905

Vorwort.

Die nachstehenden Blätter wurden aus den verschiedenen Werken des Freiherrn Ernst v. Feuchtersleben gesammelt, um sie in dieser Form weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Feuchtersleben erweist sich nicht nur als feiner warmherziger Herzenstkenner, der große Wert seiner Betrachtungen liegt nicht allein in dem tiefen sittlichen Gehalt derselben, sondern vornehmlich in dem Streben, die Entwicklung des sittlichen Charakters im Menschen zu fördern und zu stärken. Hieraus geht die lebendige Kraft hervor, welche seiner Lebensweisheit eine dauernde Wirkung sichert und bleibende Bedeutung verleiht.

Der zwiefache Wunsch begleitet das Büchlein: daß das Andenken Ernst v. Feuchterslebens lebendig erhalten bleiben und daß manches suchende Streben hier Bestätigung und Anregung finden möchte.

C. Schroeder.

Inhaltsverzeichnis.

I. Charakter	7
II. Menschen	25
III. Leben	35
IV. Bildung	65
V. Kunst	73

I.

Charakter.

Was ist Glück? Übereinstimmung eines Charakters mit seinem Schicksale. So kann es von der Natur gegeben, vom Geiste geschaffen werden.



Das Gefühl, auf sich zu beruhen, ist mit nichts in der Welt zu vergleichen. Es ist das wahre Prometheusabzeichen.



Es gibt eine herrliche Konsequenz, die nicht das kümmerliche Ergebnis berechneten Selbstzwangs ist, sondern das treue Bilden und Wesen einer stillen, klaren, in sich einigen Natur.



Man wird zu allem geboren; warum nicht auch zum Reinmenschlichen? Gewiß, es gibt geborene Menschen, wie es geborene Poeten gibt. War nicht Mark Aurel einer?



Das größte und unschätzbare Gut des Menschen besteht doch zulezt im Besitz und Gefühl seiner selbst. Wer es, auch nur für kurze Zeit, vermißt und so dann wieder ge-

wonnen hat, — nur der kennt seinen ganzen Wert und wird mit allen Kräften seines Daseins ringen, es nie zu verlieren. Kein Wissen, kein Glauben, keine äußere Macht, keine Geltung, keine Verbindung, keine Illusion kann es ersetzen, keine Verkennung kann es rauben. Der es in sich hat, nimmt es mit sich in alle ferneren Bestimmungen seines Daseins hinüber: er ist für sie reif, wie er es für die jetzige war; denn dieses Gefühl ist zugleich die Kraft und das Licht seiner Wirksamkeit, — ewig tätig und leuchtend, wie die ewige Kraft und das ewige Licht, dessen Ausfluß alles Einzelne ist. Nicht vergebens kann der gelebt haben, — qui visit et vidit et vignet.



Das ist das Merkmal, durch welches der gemeine und der höhere Mensch voneinander unterschieden sind: daß jener sein Glück nur dann findet, wenn er sich selbst vergißt — dieser, wenn er zu sich selbst wiederkehrt, sein Selbst innig genießen kann. Jener, wenn er sich verliert, dieser, wenn er sich besitzt.



Es gelingt nur dem geistig kräftigen und sittlich durchgebildeten Menschen, in sich eine gewisse Stille zu bewahren, die, selbst während bewegter Momente und Epochen, wie der Punkt des Archimedes, noch eine Stätte für die Betrachtung bietet; die dem Sein das Denken zugesellt, welches die wahre Glückseligkeit des Menschen ausmacht.



Doppelt bleibt die Aufgabe des Menschen: abgeschlossen zu sein in sich, aufgeschlossen für die Menschheit.



Wenn sich jene glücklich preisen dürfen, die wohlorganisiert, weise erzogen, ihre Ausbildung rein und ungetrübt zustande gebracht sehen, wie eine Kristallbildung vor sich geht, — so werden jene, deren Entwicklung durch leise-kräftiges Untergraben in die Bahn geworfener Hindernisse oder durch einen großen Impuls von außen, wie durch ein befruchtendes Gewitter, gereift ward, mit einer wunderbaren Empfindung auf die denkwürdige Epoche ihres Lebens zurückblicken, da ihr Inneres aus dem Raupen- in den Schmetterlingszustand überging. Jene Periode der Wiedergeburt, jener Orient des Menschentages, da das Bewußtsein erst eigentlich praktisch wird; die Erfüllung des *γνώθι σαυτόν*; denn dieses Wortes echte Deutung heißt: Erkenne Art und Maß deiner Kraft, um sie für die Menschheit zu verwenden!



Wer seiner Idee trotz der Flachheit der Welt und trotz der Stürme seines eigenen Herzens treu bleiben, ausharren und sich einsam an ihrem Bilde erheben kann, auch wo ihn keiner hört, — kein Volk jauchzt dem entgegen, kein Lorbeer wird ihn schmücken, kein Besitz ihn erfreuen, keine Liebe seinem Herzen schmeicheln; ja, keine Nachwelt wird seine innerlichen Kämpfe vernehmen und ihm Genugtuung geben; aber er wird einen Frieden in der Seele haben, den die Welt nicht geben kann, und ein Stern im Reich der Geister

sein. Beuge meinethalben jeder seine Knie vor dem Götzen, den seine Seele fordert, bleibe er der Knecht seines erbarmungswerten Selbst; ich will frei sein und im Lichte wandeln.



Wie man in den Abbildungen die Heiligen an den Zeichen ihres Märtyrertums erkennt, so spricht nichts so sehr das Wesen eines Menschen aus, — nichts darf er so sehr sein eigen nennen, als den Schmerz, mit welchem abzuschließen gerade seine Lebensprüfung geworden ist. Wir sind verschieden, je nachdem unsere Leiden verschieden sind. Man könnte statt: wie gehts? jeden fragen: was quält dich? und eine aufrichtige Antwort würde sein Wesen aufschließen.

Je tiefer und reicher eine Natur ist, desto wunderlicher oft ihre Entfaltung. Sie geht manchmal periodenweise mit scheinbaren Rückfällen, manchmal turbulent und plötzlich vor sich und es muß dabei vieles vorkommen, was dem ruhigen Zuschauer dunkel erscheint, und was vorsichtig abgewartet werden muß.



„Sich geschichtlich werden“ bedeutet die höchste Stufe möglicher Selbsterkenntnis. Der Mensch ist sich nämlich keineswegs zu allen Stunden gleich, vielmehr, je weniger er beschränkt und arm am Geiste ist, desto deutlicher tritt der ihm, wie dem ganzen Geschlechte eingeborne Zwiespalt heraus; desto auffallender wird das, was die ungerechte Menge Inkonsequenz und Widerspruch nennt, an ihm zum Vorschein kommen: Es ist leicht Ordnung zu halten, wenn man wenig besitzt. In dem reichen Wechselspiele einer sich durchkreuzen-

den Fülle allseitigen geistigen Waltens und Webens muß dem einseitigen Betrachter gar manches als Widerspruch erscheinen.



Jeder Mensch wird wiedergeboren. Es tritt die Epoche ein, in welcher er selbst über sich und sein Verhältnis zur Welt zu denken anfängt. Er wird mündig; und diese geistige Wiedergeburt ist kaum minder bestimmt bezeichnet als die erste Geburt des Leibes.



Man ändert sich im Gange des Lebens weit mehr, als man glaubt. Es ist schwer, das zu fühlen, weil man sich nicht in den zurückversetzen kann, der man nicht mehr ist. Aber es kommen Momente, wo dieser Gewesene auftaucht; und namentlich gibt manchmal das Verhältnis zu andern Menschen plötzlichen Aufschluß. Sich selbst in allem Wandel am wenigsten zu vermissen, bleibt ein Abzeichen der ungemeynen Naturen.



Wenn Charakter (wie Hardenberg sagte) ein vollkommen gebildeter Wille ist, so kann kein Zweifel bleiben, worauf es bei der Charakterbildung eigentlich ankomme. Der Verstand, von den ersten Gründen bestimmt, wird durch die folgenden vielleicht umgestimmt; das Gefühl, durch den ersten Eindruck bewegt, unterliegt eben so leicht einem zweiten, ihm widersprechenden. Also Wille ohne oder gegen Verstand und Gefühl? Gewiß nicht; die Aufgabe bleibt eben, ihn

biegsam ohne Schwäche, kräftig ohne Starrheit zu machen. Der innere Mensch ist doch zulezt nur Einer; Eine Kraft. Diese Kraft dem Rechten zuzuwenden und zu stärken, — das ist es, was not tut.



Nichts ist wahrer, als daß die echteste Wahrheit deines Gemütes getrübt wird, wenn du sie anders als durch That und Dasein, wenn du sie durch Worte mitteilen oder gar verteidigen willst. Das Wort, die rohe Waffe des Streitens, ist ein viel zu grobes Werkzeug für den Stoff des Geistes. Wie du dich darauf einlässest, verlierst du die Gewalt über deinen eigenen Gedanken. Es ist immer etwas Bedingtes an allem, was man ausspricht, und kein Redender hat völlig recht. So ist auch die Tugend, die Religion und das Schöne nur dein, solange du nicht um sie worteest; und so erscheint alles Höchste sich den geschlossenen Tempel des menschlichen Innern zum allgemeinen Wohnsitz gewählt zu haben.

Das Leben hat nur insofern einen Wert und eine Bedeutung, als wir sie ihm geben. Das ist das Wesen und Insiegel des Geistes, daß er schaffe, daß er produktiv sei.

Und das ist das Vorrecht des Menschen unter den Geschöpfen, daß er ein Leben des Geistes leben könne. Dieses Vorrecht aufgeben, — das ist der eigentliche Materialismus in Leben, Kunst und Wissen. Es zu üben, ist der Stempel des Genius, des sittlichen, künstlerischen, philosophischen. Der Geist wirkt und bildet, einem Ideale gemäß; was sein soll, nicht was ist, schwebt ihm als Zweck seines Daseins vor.

„Wenn kein Gott wäre, wir müßten uns einen schaffen,“ — zu diesem Worte trieb ihn, selbst im fessellosen Drange der Anarchie, sein eigener Instinkt. „Wenn keine Tugend

wäre, — konnte er ebenso wahr sagen, — wir müßten sie ersinnen, sollen wir nicht vergebens Menschen gewesen sein“! Und ist es mit der Glückseligkeit anders? Macht sie nicht jeder Mensch sich selbst?

Mit dem Schönen anders? Nimmt es das schaffende Genie aus der gemeinen Wirklichkeit? Ist nicht alles Große — Dichtung? Nur wer dichtet, lebt. — Forschet also immerhin den Gesetzen der Natur, als solchen, mit selbstverleugnender Treue nach — vergeßt aber dabei nicht, auch dem verleugneten Selbst, in einem andern Gebiete, sein Recht wieder zu gewähren; gebet dem Geiste, was des Geistes ist! Strebe der Mensch, welcher dieses Namens würdig sein will, zu bewähren, daß er es ist, — indem er ein geistiges Leben betätigt, in Tugend, Dichtung oder Gedanken, eine eigene Welt sich schaffend, in deren Mittelpunkt eine Persönlichkeit, und nicht ein Ding, sich waltend offenbart.



Die Hoffnung, diese Poesie des Daseins, die dem Minderbegabten oft die Kraft des Geistes ersetzt und die auch der geistig Kräftigste nie ganz entbehren kann, scheint im tiefsten Sinne ein Teil von unserm Selbst zu sein, — und die befruchtende Träne der Sehnsucht ist auch der befruchtende Tau des Morgens und Abends vom menschlichen Leben. Es soll wohl so sein, da es so ist, und so bleibt es unsere Aufgabe, nicht die feinen, über das Bedürfnis der Gegenwart hinausgreifenden Gefühle aus unserm Busen zu verbannen, sondern sie zu bedenken, als zarten Stoff aufzufassen und, an ihrem Orte, zur Gestaltung und Vollendung unseres inneren Daseins, wie Elemente zu einem Kunstwerke,

zu verwenden. Aber der Augenblick selbst, in dem wir die tiefe Sehnsucht empfinden, ist kein Raub an der Gegenwart, sondern Befriedigung in sich selbst. — Das bessere Herz sehnt sich vielleicht aus jeder möglichen Gegenwart hinaus, nur nicht aus einer befriedigten, geistdurchdrungenen Einsamkeit. Fremd und fern ist der Mensch, wo er auch wandle, wenn er nicht im vollen Besitz seiner selbst ist, — aber dem, der gelernt hat, in sich selbst einzufahren, wird jede Stätte, die er bewohnt, zur Heimat.



Wie im Auge ein Punkt ist, der nicht sieht, so ist in jeder Seele ein dunkler Punkt, der den Keim des inneren Verderbens enthält. Alles kommt darauf an, diesen Punkt in sich durch sittliche Klarheit zu begrenzen, daß er unsichtbar bleibe, solange wir leben. Wird ihm Raum gewährt, so breitet er sich aus, weiter und weiter, ein Schatten legt sich über die Seele des Menschen, und die Nacht des Wahnsinns bricht endlich über den Unglücklichen herein.



Wie der Strom über die Leichname der Ertränkten seine Bogen hinwälzt, so lerne der Geist die Opfer des Herzens überfluten und, während sie unten ruhen, oben das Licht des Himmels wiederstrahlen.



Der Traurigkeit kann sich kein Mensch erwehren, der Verdrießlichkeit jeder. In der Traurigkeit liegt noch ein ge-

wisser Zauber, eine Poesie; die Verdrießlichkeit ist alles Zaubers bar; sie ist die eigentliche Prosa des Lebens, die Schwester der Langeweile und der Trägheit, dieser langsam tötenden Giftmischerinnen. Man darf sie mit Recht eine Sünde wider den heiligen Geist im Menschen nennen. Fragen wir nach der Quelle dieses Giftes, so deutet die Beobachtung des täglichen Lebens zuerst auf die Gewohnheit, „die Amme des Menschen“ und seiner Laster hin. Wären wir von Kindheit an gewohnt, nie zu rasten, sondern jede Stunde, die nach ernstern Tätigkeiten übrig bleibt, auf heitre zu verwenden, bis uns der sanfte dringende Schlaf zu gesunden Träumen nötigt, — wir würden nie unaufgelegt sein. — — — Die Hauptsache aber in der Kunst, sich vor übler Laune zu wahren, liegt in der Erkenntnis und richtigen Behandlung der Momente. Der Mensch kann nicht immer zu allem aufgelegt sein, aber er ist immer zu etwas aufgelegt. Dieses tue er und begnüge sich mit der Einsicht, daß der Wechsel nun einmal unter dem Monde Gesetz ist.



Es gibt eine spezielle Führung. So nenne ich den Fingerzeig, der jeden einzelnen Menschen, in allen Ereignissen seines Lebens, durch alle Fehler, Irrtümer, gute und schlimme Erfahrungen, unverkennbar auf die Anerkennung des Sittlichen hinweist und jeden dazu erzieht, der nur irgend aufmerken will. Ich spreche hier aus Beobachtung, und damit sei jeder aufgefordert, auf die Ergebnisse seines Lebens einmal einen ernsten Blick zu werfen.



Aufmerken — das ist alles. Wer nur soviel von sich verlangt hat, ununterbrochen aufzumerken, den Geist in die Gegenstände zu versenken und sich Rechenschaft abzulegen, dem tut sich allgemach das Herz des Menschen, diese siebenfach versiegelte Botschaft, ja Himmel und Erde und alles, was darin ist, auf. Die Fragen, die ein Mensch ans Leben tut, bezeichnen mir seinen Wert; was er für Antworten erhält und ausspricht, ist nicht sein Verdienst oder seine Schuld; das ist Glück oder Unglück — nicht Er. Recht fragen können, ist die ganze menschliche Weisheit; auch am rechten Ort nicht fragen, zur rechten Stunde aufhören zu fragen. Ist nicht der Mensch selbst irgendwo eine Frage genannt worden?



Bis ins späteste Alter lernen (nicht auswendig, sondern inwendig) — das ist Genießen, das ist Leben. Da wächst die Seele, in konzentrischen Kreisen, göttlichen Sphären zu.



Es ist nicht genug, sich als Objekt zu betrachten; man muß sich auch so behandeln.



Nichts hat absoluten Wert (Würde) als: ein Symbol echten Menschentums in sich darzustellen; ungesehen, unerkannt, ohne Rücksicht auf Nutzen oder Meinungen in der

Welt, ohne Hoffnung von Gewinn oder Wirksamkeit. „Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und litte Schaden an seiner Seele?“



Erhöhung des Selbstempfindens, das ist es, was jeder unbewußt anstrebt; der Gemeine durch grobe Selbstsucht und Dünkel, der Bessere durch edlen, der Beste durch jenen Heldenstolz, durch den der Mensch zuletzt wirklich mehr als er selbst, oder besser: so ganz er selbst wird, als er es meistens nicht ist. Was erfreut am Besitz, am Ruhm, am Wissen, an der Tapferkeit, an der Liebe, als daß dadurch der Kern unseres Daseins in sich wächst? wir fühlen uns mehr als sonst. Der Edelste gibt sich hin, um sich doppelt zu besitzen. In Kampf und Entsamung läutert sich das Dasein, und nur durch den Tod verklärt es sich zum Leben.



Nichts bleibt dem Menschen, wenn er sich selbst nicht bleibt. Unsere Mache nimmt das Schicksal zwischen die Finger und bläst sie in die Elemente; unsern Charakter und seine Wirkung kann es nicht nehmen. Geheimnisvoll, aber gerecht, unerforschlich gerecht sind die Gewalten, welche die Menschheit lenken. Verzweifelnnd reiben sich Hunderte an unzerreißbaren Ketten wund; Tausende schwinden unter hoffnungslos vergossenen, von niemanden getrockneten von niemanden gesehenen Tränen; aber laßt uns in unsern Busen greifen: Wer wagt es, wenn er in die innerste Tiefe seines Herzens steigt, wer wagt es: Glückseligkeit als Antwort auf seine Gedanken und Taten zu fordern?



Es ist unsittlich, nur seine Gefühle — selbst die moralischen — zu hätscheln; es führt zum Verderben. Man muß grausam und unerbittlich gegen sich sein lernen, wenn man an sich glauben, wenn man sich achten lernen will.



Präge dir nur das tief und unauslöschlich ein und habe es täglich in der Seele: „Warum klagst du? warum forderst du, was nun einmal, wie du schon einsehen gelernt hast, nicht gefordert werden darf? Warum heißest du nicht deine Empfindlichkeit, deine Ansprüche schweigen?“ Die schönsten Lehren erteilst du dir in deinen Vormerkungen, — und wenn du dich selbst daneben hältst; wie dann? Gehätschelt willst du sein! Das ist's.



Dadurch daß die Größten sie selbst gewesen sind, — gewesen sind, was nur sie sein konnten, dadurch sind sie die Größten gewesen; diese Pforte steht auch uns offen. Nicht uns geben, wie wir sind, — uns bilden zu dem, was wir, nur wir, sein können, das ist unsere Aufgabe. Ohne eignes Leben kein Heil. Träumen müssen wir, um zu schaffen, eine eigne Größe träumen. Ewig zurückshauen, raubt uns die Gegenwart, den Boden des heiligsten Samens. Anerkennung jeder Kraft, und Ausbildung der eignen!



Zweierlei bedenke: Was du zu sein glaubst, können auch andere sein; und: Was andere leisten, wirst auch du zuwege bringen können.



Fast in jedem Menschenleben gibt es Momente oder Ereignisse, in welchen, wie in Keimen, seine ganze Zukunft vor- gebildet ist, und die man als Symbole dieses Lebens betrachten kann. Einem alldurchdringenden Auge müßte eigentlich jeder Moment eines Lebens so erscheinen; denn in jedem prägt sich aus, wie ein bestimmter Mensch die Welt auffaßt und gegen sie reagiert, und hierin liegt sein Geschick; — aber glücklich, wer sich selbst, auch nur einmal, in einem solchen Momente offenbar wird.



Was ist die Vergangenheit? Du selbst. Nichts aus ihr vermagst du festzuhalten; nichts ist mehr für dich, als die Keime, die sie in dein Wesen legte, und die mit diesem sich allmählich entwickelten und verschmolzen. Was ist die Zukunft? für dich, — nichts als du selbst. Sie kann dich nur angehn, in- soweit es deine Aufgabe ist, dich ihr zuzubilden. Erinnern und Hoffen in jedem andern Sinne ist Täuschung eines Trau- mes; sich ihr hinzugeben — Hätscheln des Gefühls.



Jedem endlichen Geist ist sein Gesetz eingepflanzt, nach welchem er sich zu der ihm gemäßen Form entwickelt. Kei- nem kann man eine solche Regel diktieren, man kann nur jedem die Nahrung geben, deren er zum Wachstum, das Licht, dessen er bedarf, um die Richtung nach oben zu finden.



Es ist in unserer Natur, nebst dem Streben nach Ent-rätselung, etwas Träumerisches, das auch befriedigt, ja aus-gebildet sein will.



Es ist wahr, man kann sich keine andere Empfindung geben; aber man kann sich durch einen kühnen Entschluß in eine Situation bringen; da gibt sich dann das Empfinden von selbst. Erst will man, dann muß man, und dem wird die Palme, der müssen will.



Sich etwas Gutes anzugewöhnen, ja sich dadurch zum Guten zu gewöhnen, wird so schwer nicht fallen, aber sich den alten Fehler abzugewöhnen, — das ist schwerer, als sich's jener denkt, der die menschliche Natur nicht kennt.



Umändern kann sich niemand, bessern kann sich jeder.



Nichts verschlechtert den menschlichen Charakter so tief als Frömmelei, weil sie eine Lüge eben des Heiligsten ist.



Die Unzufriedenheit ist auch ein Element in der Complexion des Menschen; es ist zu etwas da; man muß ihm seinen Wirkungskreis anweisen.



Alles kann sich der Mensch geben, alles lernen — nur Zartgefühl nicht.

II.

Menschen.

Das ganze Leben ist nur ein fortgesetztes Bedürfnis von Menschen zu Menschen: sich zu finden, sich zu verstehen; ja, sie verstehen sich in der stillen tiefsten Meinung ihres Herzens, sie flehen einander schweigend um Erlösung an, und ein ewiger Abgrund tut sich gähnend zwischen ihnen auf.



Der ist der wahre Geisterseher, der den eigentlichsten Gehalt eines Menschen von seiner zufälligen Form, von seinen Worten und Thaten, von seinen Schriften, ja Gedanken (was alles nicht immer willkürlich ist!) zu sondern und zu ergreifen weiß. Ihm ist die selige Gemeinschaft der Geister schon hienieden eröffnet, die wir von der Läuterung durch die Verwesung des Leiblichen erhoffen.



Jeder Mensch ist doch im Innersten zuletzt — Mensch. Diesen Menschen eines jeden aus den individuellen Verhältnisknäueln heraus zu wickeln und zu fördern, ist die sittlichste Aufgabe.



Kein geistige Ein- oder Mitwirkung ist die höchste Wohltat, die der Mensch dem Menschen gewähren kann.



Das Ganze jedes Menschen ist ein Knäuel, man muß ihn nicht zerreißen, sondern die Fäden auseinander suchen, die oft wunderbar verwebt, doch endlich Einheit und Zusammenhang offenbaren. Je öfter man das versucht, desto geübter wird man darin, je geübter man ist, desto billiger urteilt man über die Menschen.



Übereinstimmung und Billigung ist zweierlei. Habe ich einen folgerichtigen Menschen in seinem Zusammenhang begriffen, so muß ich in ihm auch dasjenige, was mir widerstrebt, als zu seinem Ganzen gehörig, billigen. Jeder kann mit und neben den andern sein eigenes Wesen ausbilden, aussprechen und wiederholen.



Das homo sum etc. hat tiefere Konsequenzen, als die einer allgemeinen Teilnahme, die auch dem oberflächlichen Blicke nicht entgeht. In jedem Menschen, den man inniger verstehen lernt, findet man Stücke des eigenen Selbst wieder; und das erschafft eine Sympathie, welche näher als jene Teilnahme verbindet.



Freundschaft, Liebe, Achtung — sind nur ganz allgemeine Ausdrücke. Man hat im Grunde zu jedem Menschen ein eigenes Verhältnis, welches man mit einem Worte nicht spezifizieren kann.



Jeder Mensch will eigentlich jeden andern anders haben; das ist der Ausdruck für das gemeine Menschenverhältnis. Jemanden nicht anders haben wollen als er ist, heißt ihn lieben und entspringt aus Erkenntnis. Alle Menschen haben wollen, wie sie sind, heißt die Menschheit erkennen und lieben. Es versteht sich, daß hier bloß vom Menschlichen die Rede ist, was diesen Namen verdient. Der Höchste läßt uns alle gelten.



Den wahren Wert anderer erkennen, heißt seinen eignen aussprechen; denn nur der Würdige würdigt.



Die Kluft zwischen zwei Naturen ist nicht auszufüllen; denn so hat es die Natur gewollt. Aber hier wird Liebe Pflicht, die nichts als Duldung ist.



Man sagt: *noscitur ex socio*. Gut! wende das auf dich an; frage dich, wen du in jeder einzelnen Epoche deines Lebens suchtest; wem du dich anschließest, — vielleicht werden dir so deine Epochen verständlich.



Nimmst du an einem trefflichen Menschen eine Übertreibung, eine Einseitigkeit wahr, so vermute, daß der Grund davon in irgend einer geheimen Opposition und Polemik liegt, welchen man durch die Geschichte des Individuums erfahren müßte. So war es bei Rousseau, Jacobi, Börne, — auch bei Lessing und Goethe manchmal.



Wer das Große nie in seiner Manifestation an lebenden Menschen gesehen hat, der hat nur davon geträumt. Bücher sind nur ein schlechter Ersatz dafür.



Der Umgang mit Menschen ist wahrer Umgang. Man geht ewig umeinander herum, ohne sich näher zu kommen.



Gelte doch im Gesellschaftlichen, was im Sittlichen gilt, — daß man von andern nicht fordere, worüber man nicht erst sich selbst redlich geprüft hat.



Mit Entzücken möchte man manchmal alle Schelme umarmen, wenn man diejenigen betrachtet, welche die Welt recht-schaffen nennt.



Jemanden keinen Dank schulden wollen, ist gegen edlere Menschen die roheste Art des Undanks.



Es gibt eine Sittlichkeit auch in den gemeinen Verhältnissen des Weltverkehrs. Man nennt sie Diskretion.



Menschen, deren sittliche Forderungen eine kategorische Strenge, ein Letztes und Unbedingtes aussprechen, sind nur zu oft diejenigen, die diesen Forderungen, ja selbst geringeren, am wenigsten genügen. Dagegen solche, die ihre Forderung bedingt stellen, Nachsicht und Billigkeit für das Menschliche mit in Anschlag bringend, vermuten lassen, daß sie es ernstlich meinen, daß sie das Höchste versucht und wieder versucht haben, und es wohl eher leisten werden, als jene. Daß übrigens das Ideal, als solches, durchaus anerkannt werden muß, versteht sich für die Vernunft ebenso von selbst, als es für den Verstand klar und für das Herz genügend bleibt, daß jede Annäherung an das Ideal erkannt und anerkannt werde.



Wohltaten, Almosen, Freundlichkeit, Nachsicht sind nur sehr dürftige Supplemente wahrer Sittlichkeit. Ja, es gibt viele Menschen, welche durch diese ostensiblen Auserungen der Tugend sich von den höheren Pflichten der Rechtlichkeit, von der wahren inneren Tugend: der Gesinnung, gleichsam

loskaufen zu können glauben. Sie passieren im Leben, in der Sozietät für die Guten, — aber Gott sieht die Herzen. Die wahren Wohlthaten sind die, durch welche Wohlthaten entbehrlich gemacht werden.



Auch die, welche dir die Nächsten und Liebsten sind, erträgt du manchmal schwer. Sei gewiß, es geht ihnen mit dir ebenso. Das bedenke gut und oft. Es gibt kein besseres Prophylaktikum.



Welcher Umgang dich kräftigt, dich zur Fortsetzung der Lebensarbeit tüchtiger macht, den suche; welcher in dir eine Schwäche und Leere zurückläßt, den fliehe wie ein Contagium.



Wir können, auch wenn wir wollten, eines freien, reinen Daseins nicht genießen; denn eine einzige, große allgemeine, unausweichliche Lüge umgibt uns, die Lüge des gesellschaftlichen Umgangs. Es ist ein Zwang, der uns von außen kommt — dem wir nicht wehren können, ja der uns mitunter Achtung abnötigt. Aber ihm noch einen andern, selbst auferlegten Zwang, von innen heraus, hinzuzufügen — das ist eine Torheit, die uns niemand zumuten sollte — die unsere innere und äußere Gesundheit allmählich, aber unüberwindlich untergraben muß, und deren wir uns mehr oder weniger alle schuldig machen. Es gibt nur eine Sittlichkeit

und das ist die Wahrheit; es gibt nur ein Verderben, und das ist die Lüge.



Wenn man einen Freund, einen wahrhaft Teilnehmenden in der Nähe weiß, so schweigt oft das Bedürfnis der Mitteilung, als wäre es durch das Bewußtsein dieser Nähe schon befriedigt; kaum ist der Freund fort, so drängt es uns, mit ihm zu reden. Ist er da, so umgibt uns die beruhigende Atmosphäre des Beisammenseins.



Die unmittelbare Einwirkung des Menschen auf den Menschen ist das einzige geistig Wirksame; und nur was davon in ein Buch geheimnisvoll übergeht, verleiht dem Buchstaben Wert. Der Sittliche verbreitet eine Atmosphäre des Anstandes um sich her, der Begeisterte entzündet, in der Nähe des Klugen schärft sich das Urteil, Liebe erzeugt Gegenliebe, der Frohe belebt.

III.

Leben.

Die menschliche Seele kann es sich nicht verhehlen, daß ihr Glück doch eigentlich nur in der Erweiterung ihres inneren Besitzes bestehe. Frage sich jeder Gebildete aufrichtig: wann er sich wahrhaft glücklich gefühlt habe? nur in jener herrlichen Zeit jugendlicher Entfaltung, da mit jedem Tag seinem Geiste neue Welten sich aufthaten, neue Sphären des Gedankens. Je älter man wird, desto sparsamer werden diese Eindrücke; die Erde hat zuletzt doch nur ein beschränktes Terrain für die Erkenntnis, und nur selten noch beseligenden bejahrten, mit ihr bekannt gewordenen Mann einzelne, neu auftauchende Wahrheiten. Muß er sich nicht am Ende nach einer andern Welt sehnen, die seinem gereiften Geiste neue Aufgaben verheißt?



Durch Fühlen und Denken wird das Sittliche nicht gefördert, sondern durch Wollen; nicht durch Wollen und Denken das Schöne, — sondern durch Fühlen. So zeichnen die menschlichen Auffassungsweisen Prinzipien und Grenzen vor.



Der Wert der Einzeldinge liegt zuletzt nicht in dem, was sie für sich sind, sondern in dem, was sie hervorbringen, also in ihrem Bezuge zum Ganzen. Das bedenke man bei aller

Beurteilung. Nicht was der Mensch ist, — was er tut und schafft, gibt ihm seine Bedeutung; nicht, was ein Buch sagt, — vielmehr, was es aus sich entwickeln läßt, was es anregt.



Man gefällt sich am besten in dem, was man nicht völlig kann. Hier liegt etwas Höheres zugrunde. Man hat den Instinkttrieb, es völlig bewältigen zu wollen, was man durch beharrliche Übung können wird.



Bedenke: Dir in jedem Momente der Gegenwart eine Vergangenheit zu gründen; in Lernen, Handeln und Genießen. Denn nur die Erinnerung ist Besitz, die Gegenwart verrauscht, während sie ist, — und die Zukunft ist nie.



Die gemeinsten Sätze sind noch nicht verstanden genug, weil man sie oft gelesen hat. Es wird einem nichts geschenkt; man muß eben alles erleben, und dann erst begreift man die Verkettungen.



Einheit — wo immer dieses Wort genannt und gebraucht werde — heißt nicht Gleichheit, nicht Einerleiheit; es soll und kann nur heißen: harmonischer Verband mit sach- und zweckgemäßer Über- und Unterordnung.



Die Leidenschaften wolle man nicht ertöten, wodurch die geheimnisvollen Keime und Triebkräfte des Lebens und der Gesundheit getötet würden; man wisse sie nur gegenseitig zu balancieren, zu mäßigen, zu beherrschen.



Mit den Jahren steigern sich nicht nur die Prüfungen, sondern auch die Probleme; also alle Aufgaben für den denkenden, wie für den sittlichen Menschen. Vieles, was dem Jüngling klar und leicht schien, entfaltet erst dem Manne sein Rätsel, und wo Licht war, wird Dunkelheit. Eine traurige Erfahrung, wenn nicht mit den Aufgaben auch die Kraft, sie zu lösen, wächst, oder ihm Licht von oben zuströmt. Und ist nicht das Wachsen der Aufgaben, die er doch selbst entwickelt, schon ein indirekter Beweis wachsender Kraft?



Tätigkeit nach einem ernst durchdachten, tief empfundenen Zwecke, mit Ruhepunkten des Genusses, hebt und erhält die innere Lebenskraft.



Nicht nur das, woran wir uns erinnern, haben wir geistig in uns aufgenommen. Wir fühlen unser geistiges Wesen wachsen, wir fühlen es bereits gewachsen, — ohne uns der Atome des Wachstums bewußt zu sein.



Sollten wir uns kein helles Auge anschaffen können, wie wir leider so oft alle erdenkliche Sorgfalt und allen Scharfsinn anwenden, es zu verdunkeln, zu stumpfen?



Wille und Gefühl, also auch Leid und Lust im Innern, sind ja nur Ergebnisse des Gesichtspunktes, von dem aus wir die Welt und uns anschauen, und dieser Gesichtspunkt ist Ergebnis unserer Bildung. In uns ist Trost und Verzagen, in uns ist Paradies und Wüste. Ist das Auge klar, so ist es auch die Welt; und wenn die Denkart, die Überzeugung den Grund zu unsrer Stimmung legt, so legt sie auch den Grund zu unserm Wohlsein. Soviel vermag ein System von Gedanken, wenn es selbstgedacht und mit unserm ganzen Wesen eins geworden ist.



Eine einseitige Richtung, wenn sie von innen, nicht durch Umstände bedingt wird, deutet auf eine Anlage. Diese muß man verstehen, entfalten, leiten, — nicht unterdrücken. Man muß dem Strebenden nicht andre Zwecke hinschieben, sondern ihm behilflich sein, den seinen zu erreichen; was hilft ihm der Weg, den er nicht gehen kann? ist doch keiner ausschließlich, und jeder der rechte! Oft auch sucht jemand etwas dort, wo es nicht zu finden ist, — und man verkennt darüber, was er sucht. Wahrlich! es ist schwerer zu raten, als zu tun!



Ein stetes Wiederkehren auf den rechten Weg, ein beständiges Anfangen, — mehr hoffe der Stärkste nicht von sich und verzage nicht, wenn er sich in diesem Zustande gewahrt.



Die Fehler früherer Jahre, physische wie sittliche, wirken auf die späteste Lebenszeit hinaus. So auch das frühzeitig errungene Gute.



Skeptizismus ist Schwäche. Man resigniert sich beim Gewährwerden von Schwierigkeiten, die der Mutiae mit Ausdauer bekämpft.



Hypochondrie ist Egoismus. Am gewissensten wird sie durch Erweckung des Sinnes für die Welt und Menschheit geheilt.



Es schauert einen, wenn man die Spinnwebenfäden sieht, an denen unsere innere Kultur, also unser eigentliches Glück hängt.



Die Leere des Innern, da sie eine Negation ist, kann man nicht eigentlich empfinden; es gibt aber Momente, in denen sich dieses vacuum gleichsam verdichtet; und nun ent-

steht das Gefühl desselben. Dieses ist der Anfang der Heilung, denn es erzeugt ein Streben.



Wenn uns das Schicksal anrührt, so beginnt erst unser Dasein. Der Finger des Unglücks deutet auf unser Ziel. Ein Leben ohne rechte Aufgabe erscheint dem Denker schal und unnütz. Mit w a s ein jeder zu kämpfen habe, das unterscheidet die tüchtigen Menschen voneinander.



Das höchste Glück, das du erfährst, die tiefsten Schmerzen, die du littest, das ist dein wahres Eigentum. Du kannst es nicht veräußern, nicht hinterlassen.



Das Geschick ist stumm; ihm gegenüber sei es der Mensch. Das Geschick spricht durch Ereignisse; durch Taten spreche der Mensch.



Wer stets das nächste Ziel vor Augen hält, erreicht allgemach das entfernteste; wer mit vollen Segeln auf dieses zu feuert, wird kaum an jenes gelangen.



Wer Mut und Kraft und Befriedigung fühlt in der Selbständigkeit und Abgeschlossenheit seines Geistes, bleibe sich treu bis ans Ende! Wer sich nicht genügt in der Stunde der Entscheidung, in der Stunde des völligen Alleinseins, fühle Trost und Befriedigung in dem Glauben, daß die Herzen der Kinder am Herzen eines Vaters hängen! Danke jeder von ihnen, — denn beides ist Gnade.



Religion ist das tiefste und letzte Bedürfnis des hochgebildeten Menschen. Er fühlt, daß er verehren und anbeten muß, und sucht sich dieses Gefühl zu deuten, um ergeben und klar im Lichte der Gottheit zu wandeln.



Die Betrachtung der Eigentümlichkeit bedeutender Menschen bleibt immer die interessanteste, die fruchtbarste, die würdigste Beschäftigung. Ich wenigstens weiß keine höhere Aufgabe als: das Große begreifen zu lernen. Hervorbringen können wenige; zum Verstehen kann sich jeder bilden.



Die Welt spürt die Überlegenheit eines tüchtigen Geistes; sie gibt dieses Gefühl durch Kritteln zu erkennen, weil sie sich gerne von der Übermacht befreien möchte; allein nur Liebe und Anerkennung befreien wirklich.



Was wäre das Große, wenn es vom Kleinen gefaßt werden könnte?



Alle Wirkung ist nur wahr und echt, solange sie keinen Namen hat. Mit der Nennung schwindet der Zauber. Das Wesen der Lehre Christi war getötet, als das Christentum entstand; die Lehre Kants, im Grunde doch nichts als der angewandte Grundsatz der gesunden, prüfenden Vernunft, hat ausgewirkt, als sie Kritizismus genannt ward; ja die Sittlichkeit selbst leidet unter dem Namen der Moral und des Moralischen. Ausgesprochen — ist getötet. Merke diese Maxime, wer wahrhaft wirken und wohlthun will!



Wo die Natur am innigsten wirken will, da zieht sie sich ins Verborgene zurück. Den Samen entrückt sie dem Lichte, das Weizenkorn begräbt sie in die Erde, daß es dort keime; den Leib des Menschen erneut sie im nächtlichen Schlafe und aus der Tiefe seines Geistes schafft sie geistiges Leben.



Gedanken sind die Nahrung, Gefühle die Atmosphäre des geistigen Lebens. Ohne sie kann es nicht bestehen. Phantasie sind seine Genüsse, Willensakte seine Kraftübungen. Ohne sie kann es nicht gedeihen. Sein Zweck ist Fortschritt, der des körperlichen nur Selbsterhaltung.



Wähne nicht, daß die Betrachtung oder die Lehre oder die Begeisterung dich von obenher beseligern können. Du selbst, von innen heraus, mußt dich hinaufarbeiten. Die Raupe wird nicht zum Schmetterling, weil sie den Nektar der Blumen gekostet hat; sondern sie nährt sich vom Saft der Blumen, weil sie Schmetterling geworden ist.



Willst du das Licht sehen, so darfst du nicht den Kopf hängen; aufwärts mußt du blicken, denn es kommt von oben.



Die Sehnsucht ist ein Irrtum der Seele, welche die Kraft des Geistes verkennt. Denn der Geist allein vermag zu erschaffen, was jene von außen ewig vergebens erhofft. Wer nach Liebe sucht, wird sie nicht finden; wer aber Liebe gibt, wird sie wieder empfangen. Das verzärtelte Gemüt fordert wie ein weinend Kind den Himmel von der Erde, der nur im Geiste und in der Wahrheit ist.



Der Irrtum findet seine Nemesis, wie die Menschen sind, noch allgemeiner als die Schuld, — aber beide strafft das Leben gleich sicher; jenen das äußere, diese das innere.



Die tiefsten Gefühle des Menschen gehen allerdings erst aus der Intelligenz hervor.



Der Realismus der Alten war ein naiver, reiner, der moderne ist ein selbstsüchtiger; der moderne Idealismus ist ein negativer, sehnsüchtiger, der antike war ein reeller, produktiver.



Harmonie ist nicht Gleichsetzung, sondern gehöriges Verhältnis. Das Niedere muß dienen, das Höhere herrschen. So muß die Vernunft der Phantasie gebieten, nicht beide dürfen gleiches Recht genießen.



Je tiefer man in ein lebendig Ganzes, sei es nun Mensch, Kunstwerk oder Buch, einzugehen das Glück hat, desto tiefer fühlt man die Unzulänglichkeit des Redens. Die Worte geben nicht den Sinn, sie umgeben ihn nur.



Aus den Stellen, die jemand in Büchern anstreicht, kann man auf sein Bedürfnis oder auf sein Steckenpferd schließen.



Das Leben des Menschen erscheint als ein geheimnisvoller Kreislauf, in welchem das Ursprüngliche, Einfache geläutert, vervielfacht endlich wieder zur Erscheinung kommt, der Anfang als Ende wiederkehrt. So lernt man, was man weiß, so wird man, was man war.



Jede wahre Verehrung flößt mir wieder Verehrung ein. Denn, daß wir das Schöne und Rechte erfassen dürfen, ist doch die höchste Gnade, die uns wird.



Wir nützen selten dadurch, daß wir Wahrheiten aussprechen, Lehren erteilen; weit öfter dadurch, daß wir anregen, Probleme hinstellen, den Widerspruch aufrufen, das Gefühl ansprechen. — Man kann wohl den Weg weisen, — aber gehen muß jeder selbst.



Die Theorie ist nicht die Wurzel, sondern die Blüte der Praxis.



Unaufgelegtheit heißt der abscheuliche Dämon, der unter dem ästhetischen Titel: „Stimmung“ sich Platz und Stimme in der Gesellschaft zu erschleichen gewußt hat. Man hat allerdings Stimmungen, aber wehe dem, den die Stimmungen haben.



Man lerne einsehen, daß das Leben zwar eine Gabe, vor allem aber ein Auftrag ist; eine Vollmacht zu Rechten, aber nur im geheiligten Namen der Pflicht.



Instinkt ist das Naturgesetz unter dem Scheine des Willens; Wille ist das Naturgesetz mit Selbstbewußtsein; Charakter ist die ausgebildete Gewohnheit zu wollen.



Wer sich nicht beherrschen kann — der will frei sein? und wer es kann, — ist er es nicht?



Es gibt einen Standpunkt, auf welchem das Leben nur durch den Begriff der Pflicht noch ein Interesse einzulösen vermag. Möchten jene, deren unsere Zeit so viele erzieht, diesen Standpunkt erfassen, für welche das Leben, weil sie es nur vom Begriffe des Genusses aus kannten, kein Interesse mehr hat.



Über etwas grübeln und sich etwas klar machen, — das ist zweierlei.



Die Trägheit ist der wahre Teufel, die eigentliche Verneinung des Sittlichen. Fortwährend arbeitet die Indolenz mit müßiger Allmacht am Ruine des einzelnen wie des Ganzen; alle Kraft, die Lust und Mannheit gewähren, ist aufzubieten gegen diesen Erbfeind des Guten.



Warum wir so selten finden, was wir erwartet haben?

Die Erwartungen sind imaginär und richten sich nach der Individualität dessen, der sie sich bildet. Die Gegenstände sind wirklich und verlangen, daß sich der Begriff nach ihnen umbilde. Alles Wirkliche lebt ein eigenes Leben, und wir müssen von unserm etwas opfern, um es zu fassen. Die Imagination ist ein Teil unseres Daseins; je größer die Objekte sind, desto größer wird sich der Abstand zwischen ihnen und unserm Vermögen zeigen. Nur höchst poetische Naturen werden in Italien ihre Erwartung befriedigt fühlen. Was wir uns beiläufig vorzustellen fähig waren, wird auch der Erwartung entsprechen; was uns bilden, umändern, wachsen machen muß, — nicht. Ideale sind reizend, aber schwächlich, — das Reale ist herb, aber nachhaltig.



Nicht in leerem Traume will das Große imaginiert, in Wort und Tat will es verlebendigt sein. Darum verbinde sich mit dem idealen Sinne ein praktischer; und auch deshalb, damit jenes Ideale erkannt werde, welches ins Leben einzuführen ist, und jenes der Poesie verbleibe, welches einzig ihr angehört; damit nicht ein Don Quixote die Welt belustige und verschlechtere, die ein Held erheben und verbessern sollte.



Die Trauer kommt von innen und untergräbt aus der Tiefe den menschlichen Organismus. Ein Verdruß, der von außen kommt, stellt das Gleichgewicht am besten wieder her.



Es ist kein Mensch, der nicht schon unerwartet Gutes erlebt hätte. Das halte dir vor, und du wirst nicht an der Zukunft verzweifeln. Die Erinnerung wird — wie sie ein Dichter nennt — die Ernährerin der Hoffnung werden.



Ein Begriff füllt den Menschen nicht aus, macht ihn nicht handeln, beruhigt ihn nicht. Dieses alles wirkt nur die Gesinnung, das je ne sais quoi, welches sich nicht nennen, aber an andern auffassen, an sich selbst lernen und üben läßt.



Überall, im Ethischen, Natürlichen, Politischen und Religiösen tut sich diese alte Trias wieder als ein prototypisches Schema hervor, das jedenfalls anleiten und bestätigen kann: Element, Verbindung, Wiederauflösung: vereinzelt Menschheit, Staat, verbundene Menschheit: Paradies, Erde, Himmel, — oder wie man diese Zustände sonst bezeichnen und sich ausmalen will. Es ist immer Ausgang, Fortschritt, Rückkehr im höheren Sinne.



Daß etwas im Menschen ist, das über ihn selbst hinaus-tendiert, sei es in Bedürfen, Sehnsucht, Hoffnung, Glauben, Wirken oder Denken, — das ist das Abzeichen seiner Göttlichkeit, — das sei ihm die Bürgschaft des Ewigen,



Wenn der Verstand alles vermöchte, so hätten wir weder Gefühls- noch Einbildungsvermögen.



Was wir leiblich tun, um zu leben, aneignen und aussondern, einatmen und ausatmen — müssen wir geistig wiederholen. Eine Systole und Diastole muß das innere Leben sein, wenn es gesund bleiben soll. Jetzt erweitern wir uns, wir lernen, wir genießen, wir handeln, wir gehen aus uns heraus — und schon treibt uns der ewige Pulsschlag des Schicksals wieder in uns zurück und nötigt uns, alle unsere Kräfte in einen Punkt zu sammeln, um sie von da aus wieder in die Breite zu versenden. Wer sich immer ausdehnt, zerfließt — wer sich immer in sich zurückschließt, erstarrt.



Leiden sich als Prüfungen vorzustellen, bleibt ewig der schönste und fruchtbarste Anthropomorphismus. Er macht uns sittlich und gibt uns Kraft.



Maximen und Ansichten mancher Menschen, an und für sich hoch und wahr, sind oft in Bezug auf diese ihre Verkünder und Befenner nur Krücken oder selbst Aushängeschilder, wodurch sie vor andern und vor sich selbst gewisse Einseitigkeiten oder Schwächen ihrer Individualität verbergen; oft ohne sich dessen recht bewußt zu sein.



Man begehrt meistens nur deshalb Rat, — um sich nicht entschließen zu dürfen. Wer sich entschließen kann, bedarf des Rates selten. Und es ist der beste Rat: jeden auf sich selbst zu verweisen.



Wenn jeder vor seiner Türe kehrte, wie bald wäre die Straße gangbar! wenn aber jeder überall kehrt — welcher Staub, welche Besenkonfusion!



Freude daran, vieles lächerlich zu finden, drückt Mißwollen, — gar nichts lächerlich finden, drückt Beschränktheit aus.



Wer stets in Ironie und Satire sich ergeht, gibt zu erkennen, daß er auf niederer Stufe steht; daß er mitleidet, unfähig sich zu erheben.



Weder Demokrit noch Heraklit ist mein Mann. Es ist in der Welt nichts zu belachen, nichts zu beweinen — aber viel zu betrachten.



Verneinen darf und kann man eigentlich gar niemanden, man muß jeden zu erklären suchen. Und das ist die wahre Kritik.



Lieben und Verstehen sind zwei Formen einer Sache. Das Verstehen ist das wahre Lieben, und nur die Liebe versteht innig. Diese Einheit muß man verstehen und lieben lernen.



Das Kleine in einem großen Sinne behandeln, ist Hoheit des Geistes; das Kleine für groß und wichtig halten, ist Pedantismus.



Das Beste ist zu finden, wo es niemand sucht; Schätze der Einsicht in wenig geachteten Büchern, größere Schätze in Menschen, die man kaum berücksichtigt. Wer nur recht sucht, der wird finden; wer strebt, wird erlangen; schweigend versteht man sich, wundersam trifft man zusammen; nicht das, was man sich sagen kann, nur das Erweckte bleibt Besitz. Die stillen Erwerbniße verschließt man vor der Menge, seltne Reime in jungfräuliche Erde senkend, und wer je solche Wege gegangen ist, weiß, daß es weder Rätsel noch Träume sind.



Das Beste läßt sich durch Worte nicht mitteilen. Es offenbart sich das Mark der Dinge dem stillen durchdringenden Geiste durch treue Hingebung an die Gegenwart; der Geist des Lebens dem Guten durch Umgang und strebendes Zusammensein mit den Besten, die, in Liebe und verschwiegenen Taten, eine große, ewige Gemeinde bilden.



Selbsttätigkeit ist Bedingung der Selbsterhaltung; Entwicklung des Geistigen im Menschen Bedingung der Selbsttätigkeit; je größer die Macht eines Gedankens in einem Menschen, desto größer seine Spontaneität, je größer diese, desto mehr lebt er, ist er. Gewiß, tausend Influenzen lauern auf den bedürftigen Sterblichen, ja die ganze Welt ist eine Influenz, aber die stärkste von allen ist der Charakter des Menschen. Er ist eigentlich wir; denn wie alle Wesen der Natur nichts anderes sind als dargestellte Kräfte, so kann auch der Mensch nichts sein eigen rühmen, als die Energie, mit welcher er sich offenbart; und wäre es eine aufgedrungene, wenn er die eigene aus sich zu erregen nicht vermag, versehe er sich durch einen Ruck in einen Zustand, in welchem er wollen muß.



Leib und Seele schmachten in hundert Banden, die unzerreißbar sind; aber auch in hundert andern, die ein einziger Entschluß zerreißt; Banden, die wir uns größtenteils selbst auferlegen, und mit den in der Gesellschaft hergebrachten Benennungen: Unentschlossenheit, Zerstreutheit, Unaufgelegtheit, Verdrießlichkeit — entschuldigen.



Dieses seltsame Drängen und Sehnen im besseren Menschen — ist es das Bedürfnis des Geistes nach erweiterter Sphäre der Wirksamkeit und Ausbildung? Das irdische Leben bietet ihm unerschöpfliche Sphären. — Bedürfnis der Glückseligkeit? — — Gerade die erlangte Harmonie regt neue

Dissonanzen in ihm an, um sie auflösen zu können. Einsam — genügt er sich nicht; Gesellschaft genügt ihm nicht; in jedem Lebensalter beneidet er das andere — auch das vergangne — um seine Gefühle. Es ist die alte Mythe von Sisyphos und Tantalos. Und wohin treibt sie zuletzt? was kann sie lehren? Zu entsagen und zu erschaffen. Kreis auf Kreis, wie er uns eben umgibt, beharrlich auszuschöpfen und zu erfüllen; zu erwarten, daß immer andere, einst vielleicht weitere Kreise uns angewiesen werden, — und jedenfalls anzunehmen und wohl zu beherzigen: daß wir nicht um des Glückes, sondern um der Pflicht willen da sind.



Haben wir durch Kunst unsere Einbildungskraft erquickt, durch Sittlichkeit unsern Charakter gestählt und durch Bildung unser Dasein erweitert und begnügt, so werden wir den Gewalten mit Leichtigkeit widerstehen, welche die rohen Elemente täglich aus allen Winkeln des Universums feindlich ausenden, uns zu verwandeln, zu zerstören. Wir gewahren mit inniger Befriedigung, daß die geistigen und leiblichen Bestrebungen und Tätigkeiten jeder Art zu einem Ziele hinwirken — uns zu vollenden, zu beglücken; daß Leben, Kunst, Wissen Strahlen einer Sonne sind, an deren Lächeln alles Dasein gedeiht.



Warum sollte ich dem letzten Schritte des hinweggleitenden Jahres mit Wehmut nachblicken? folgt nicht jeder Scheidenden Hore ihre tröstende Schwester nach? Hat mich das

Jahr, dessen Verklingen viele melancholisch stimmt, nicht wieder eine Stufe näher dem Vorhofe jenes Tempels geleitet, nach dessen Innern mein ganzes Leben eine Wallfahrt ist? Wie viele Jahre schieden bereits von mir, und sie haben mich alle freudig und duldsam zurückgelassen! Und muß ich nicht bekennen, daß mir jedes etwas gegeben hat? Bin ich nicht den folgenden, die da nahen, ein Wiedergeben schuldig? Ach, wir Menschen haben empfangen, ehe wir noch geben konnten, und nun fahren wir fort zu begehren wie Toren, da für uns die Stunde des Gebens gekommen ist. Und wenn ich's recht bedenke und mir in den Busen greife: wie hoch ich auch immer das unbewußte Glück der Kindheit, die Freuden der kummerlosen, ersten Jugendjahre, den Wert der Erinnerung an jene Periode anschlagen mag, — und ich schlage sie alle hoch genug an! — möchte ich die durchgemachten Pfade noch einmal gehen? Möchte ich jene gepriesene Herrlichkeit des Nichtwissens noch einmal genießen, noch einmal den Druck der lieben Kinderschuhe fühlen, die Strafpredigt des Präzeptors hören? Nein, nein, um alles nicht! Ich wüßte keine härtere Prüfung, als: wieder in die Haut zurück müssen, die ich abgestreift. Gewiß, nur der kann ewig die verlorne Jugend beweinen, der vom Zwecke des Lebens keinen Begriff hat; nicht der, welcher weiß, daß jedes Alter seine eignen Aufgaben und Genüsse hat, und daß die Schmerzen früherer Lebensperioden nicht in die späteren hinüberreichen. Und wie es mit den Jahren, so ist es mit den Tagen, die vorüber sind; wie das Einst, so das Gestern, es ist abgetan und soll uns das Heute nicht verkümmern, das Morgen nicht hemmen. Vorwärts! sei und bleibe das fröhliche Menschenlösungswort, und alles Iyrische Seufzen um das Unwiderbringliche sei verbannt! Wieder

ein Jahr ist vorbei, gut! War es mir nicht auch in seinen Stunden gegönnt, meinem Erkennen Gestalt, meinem Gefühle Sprache zu geben? — Das Korn des Rechten in weiche — fruchtbare Erde zu legen? Hatte ich nicht wieder, und wäre es auch mitten in schmerzlichen Erfahrungen gewesen, die segenvolle Gnade zu preisen, die mir ward, — die Gnade von oben: daß die Dinge mir ihr Wort sagen und ich es fasse? Menschen, Bücher, Bäume, Geschichten und alles! Alles gab mir Lehren — und was will ich für ein höheres Glück? Dieses kann nicht von mir scheiden; es zu halten, zu nützen, ist meine Sache, ist der Schwur, den ich mir gelobe, ob nun morgen der Vater meinen Himmel mit son-nigem Glanz oder mit schwarzen Wolken überziehe.



Auch die Naturforschung, wie alles wissenschaftliche Streben, fordert ein Gewissen, eine Gesinnung, ohne die sie vergebens Vollendung anstrebt! Glücklicherweise kommt die Naturforschung, im ganzen und großen betrieben, dieser Forderung auf halbem Wege selbst entgegen. Sie nährt, ja sie weckt, wo es irgend zu nähren und zu wecken ist, das ästhetische wie das moralische Gefühl. „Es gibt eine Seite des Studiums der Natur, die den höhern Sinn des Menschen in Anspruch nimmt.“ Nicht im einzelnen, nicht in dem, was die Griechen Parergon genannt haben, suche man Alexander von Humboldts Verdienst. Er ist ein schöner Geist und will als solcher aufgefaßt sein. Mag er immerhin manchmal im Sehen, manchmal im Schließen getäuscht worden sein, — und wer ward es nicht? — er sieht nicht mit Reptilienaugen, sondern mit denen des Adlers, wie Buffon und Goethe

sahen; er zeichnet nach seiner wirklichen Vogelperspektive die großen Konturen des Erdlebens, die man niemals in der Studierstube nach dem mikroskopischen Detail oder nach der spekulativen Hypothese wird zeichnen können; und die Zeichnungsfehler im einzelnen werden hier den Kenner der Natur so wenig irre machen, als die des Cornelius den Kenner der künstlerischen Komposition und die des irdischen Lebens den Kenner — wenn es einen gäbe — vom Plane des Weltganzen im göttlichen Geiste.



Numa Pompilius hatte eine Muse, die er „die Schweigende“ nannte, und die ihm das Heiligste in seinen Einsamkeiten verkündete. Eine solche Muse wird uns die Erkenntnis der Natur; sie deutet, ein stummer Genius, den Sterblichen auf seine Grenze und Bestimmung hin und beglückt ihn praktisch, wie sie ihn innerlich beseligt; das quem te deus esse jussit wird der denkenden Kreatur klar und wichtig, und der endliche diskursive Verstand nimmt gleichsam teil an der ewigen Liebe, Ruhe, Kraft und Seligkeit. Hier sind wir an der Grenze des irdischen Horizontes, und unser Auge verweilt einen Augenblick bei der Aussicht in ein überirdisches Gefilde. Wir ahnen dasjenige, was keine Zunge ausspricht, von dem alles Sichtbare nur ein Gleichnis ist; und wie dem Geometer von jeher der Triangel, als einfachstes Schema des Urverhältnisses aller Dinge: der Entfaltung und Rückkehr in sich, — als höchstes Sinnbild gegolten hat und gilt — wie in den Naturwissenschaften jedes besondere Symbol des Ganzen, das Ganze Symbol des Kleinsten ist, so wird dem fürs Höchste empfänglichen Geiste die ganze

Naturwissenschaft und ihre leitende Idee, das Gesetz der Metamorphose, wiederum nur Symbol sittlicher und religiöser Ideenwelten. Auch der Mensch und sein Geschlecht sind im Tiefsten ein Gebilde des Kampfes und des Aufwärtstrebens; auch der Tod, wie das ihn bereitende Leben, ist Metamorphose; ein göttliches unabänderliches Gesetz des Bewegens und Wirkens geht durch alle Welten, das Erkennen wird Pflicht, das Forschen Andacht im Glauben, „der nicht der Anfang, sondern das Ende alles Wissens ist“.



Freude ist der Affekt, welcher den Geist zu höherer Vollkommenheit erhebt; was ihn seiner Tatkraft beraubt, ist Traurigkeit. Liebe ist nichts anderes als Freude, von der Vorstellung einer äußeren Ursache begleitet — Haß ist nichts anderes als Traurigkeit, von einer solchen Vorstellung veranlaßt. Die Ähnlichkeit eines Gegenstandes mit einem, der uns einst Freude oder Trauer erregte, erregt nun Liebe oder Haß in uns, deren Gründe uns nicht gleich klar sind — was wir dann Sympathie und Antipathie nennen.

Die Ohnmacht des Menschen, seine Affekte zu mäßigen, zu beherrschen, nenne ich Knechtschaft. Der Geist hat sein Recht den äußeren Dingen abgetreten, so daß er nun gezwungen wird, das Bessere zu billigen und dem Schlimmen zu folgen. Und wie Geist und Körper innig verbunden zu betrachten sind, so wird nun auch dieser der Gewalt der äußern Natur, deren er ein Teil ist, dahingegeben. Darum habe ich meinen Geist zur Freudigkeit gestimmt, weil Tränen, Seufzen, Furcht und dergleichen Zeichen einer ohnmächtigen Seele, zugleich Hindernisse der Tugend und der Gesundheit

sind. Je gefünder aber der Körper ist, desto geneigter ist er, den Geist mit Stoffen zu versorgen, woraus dieser sich bildet und seine Macht erweitert.



Nach der Vernunft handeln, heißt nichts anderes, als dasjenige tun, was aus der Notwendigkeit unserer Natur, an sich betrachtet, folgt. Die Natur aber jedes Wesens strebt, sich in ihrem Dasein zu erhalten. Ein freier Mensch wird an keine Sache weniger denken, als an den Tod, und seine Weisheit wird keine Betrachtung des Todes, sondern des Lebens sein. Denn ein freier Mensch, das ist ein Mensch, der nach Vernunft lebt, wird nicht von der Furcht beherrscht, sondern strebt, durch Wirksamkeit sich in seinem Dasein zu erhalten. Er sucht die Dinge, wie sie an sich sind, zu begreifen und die Hindernisse der wahren Erkenntnis zu beseitigen, als da sind: Haß, Zorn, Neid, Stolz, Dünkel — damit er handeln und sich freuen könne.

Alle unsere Bemühungen und Triebe folgen aus der Notwendigkeit unserer Natur, dergestalt, daß sie entweder durch diese allein, als durch ihren nächsten Grund, zu begreifen sind, oder insofern wir uns als Teile der Natur betrachten, welche an sich, ohne Bezug auf andere Individuen, nicht begriffen werden können. Jene Triebe, welche so aus unserm Wesen folgen, daß sie aus diesem allein zu verstehen sind, beziehen sich auf den Geist, insofern dieser in klaren Ideen lebt; die übrigen Triebe beziehen sich nicht auf den Geist, außer insofern er unklar ist. Ihre Gewalt darf man keine menschliche nennen, weil sie von den Dingen außer uns abhängt. Daher heißt man billig jene: Tätigkeiten, und diese: Leidenschaften. Denn jene zeigen unsere Kraft,

diese unsere Schwäche und Unwissenheit. Jene sind immer gut, diese bald gut, bald übel. Fürs Leben ist es also zuvörderst nützlich, die Vernunft nach Kräften zu bilden, und in diesem einen ruht alle Glückseligkeit des Menschen, welche ja nichts anderes ist, als jener Friede des Gemüths, welcher der Anschauung Gottes entquillt. Die Vernunft bilden ist aber wieder nichts anderes, als die Gottheit in den notwendigen Gesetzen der Natur erkennen lernen. Das also ist der höchste Zweck, das der lebhafteste Affekt des in der Vernunft lebenden Menschen, durch den er alle übrigen Affekte zu beherrschen strebt: sich und alle Dinge, die in seinem Kreise liegen, klar begreifen zu lernen.



Das Leben des Menschen, wie das der ganzen Natur, besteht aus Gegensätzen, die einander folgen, begleiten, bedingen. Es herrscht im Weltall ein Gesetz des Gleichgewichts, in welchem sich die Gegensätze lösen, indem sie sich ausprechen: ein ewiger Pulsschlag der Natur, der das Leben durch die Adern aller Welten treibt. Selbst bei der stillen, regelmäßigen Bildung der Gewächse, dieser zarten Kinder des Friedens und der Stille, geht die Natur nach diesem Gesetz zu Werke und verbirgt einen tiefen, inneren Gegensatz. Sie gestaltet die Pflanzen von Knoten zu Knoten, wobei sie ihre schaffenden Kräfte durch Zusammenziehung immer gleichsam in sich sammelt, um sie sodann in der Ausdehnung wieder wirken lassen zu können. Und so herrscht dieser Typus durch alle Naturen. Es gibt im Reiche der Schöpfungen keinen Vorzug ohne Mangel, keinen Gewinn ohne Verlust, kein Steigen ohne Fall, keinen Zwiespalt ohne

Versöhnung. So wechselt denn auch im Leben des Menschen, dieser kleinen Welt, beständig fort Spannung und Nachlaß, Schlaf und Wachen, Freude und Schmerz, wie das Ein- und Ausatmen des belebenden Elements. Unser Dasein ist ein steter Kreislauf, von solchen Schwingungen bedingt. Je kräftiger der eine dieser Momente ist, desto lebhafter drängt sich dann der entgegengesetzte vor, den er anruft. — Folgen nun die lebendigen Gegensätze kräftig, folgen sie gesteigert, folgen sie schnell aufeinander, so ist es wohl begreiflich, daß das Leben sich aufreiben muß, und zwar um so früher, je auffallender die eben genannten Umstände eintreten. Neigt sich wieder das Leben dauernd nach einer Seite hin, so geht jenes Wechselspiel verloren, ohne welches es nicht bestehen kann, ja welches es selbst ist. Alles kommt also darauf an, daß man diese Gegensätze zu behandeln verstehe, und glücklich ist der Mensch zu preisen, der es dahin gebracht hat, da, wo die drohende Kirchhofsrube des entschlummerten Lebens eintreten will, den verjüngenden Kampf in sich zu wecken, aber auch da, wo dieser Kampf die Kräfte seines Wesens zu stören droht, ihn zu beschwichtigen, und durch eine gewisse anhaltende Kraft und Stille des Gemüts das Gleichgewicht und die Versöhnung in sich zu erschaffen. Es ist möglich, einen Moment durch den andern zu mäßigen, einen durch den andern zu erhöhen. Hierin liegt das Grundgesetz der ganzen Seelendiätetik. Aber niemand ist imstande, es zu erfüllen, ja nur es zu verstehen, der nicht zuvörderst daran geht, sich kennen und beherrschen zu lernen. Es genügt nicht, auf Speisen und Getränke acht zu haben, Ruhe und Bewegung gehörig abzumessen, den zweiten Teil von Hufelands Makrobiotik auswendig zu lernen, oder unsere Rhapsodien über die Einwirkungen des Fühlens, Wollens und

Denkens auf das Wohlsein des Menschen zu lesen; wir fordern mehr — wie fordern, daß man sich Gewalt antue, daß man sich kennen lerne, daß man sich ausbilde, sittlich und intellektuell, und man wird erfahren, was das heiße: Gesundheit, Integrität des Menschen. Und niemand sage: mir ist eine solche Anstrengung nicht möglich, mir sind solche Kräfte nicht verliehen! — Ein inneres Leben, auf dessen Voraussetzung alle unsere Forderungen beruhen, ein Geist, der fähig ist oder befähigt werden kann, den Körper zu beherrschen, sie sind jedem verliehen, der imstande ist, diese Zeilen zu lesen und sich gegen sie zu wehren; und jeder kann, was er soll.



Der Grundfehler des Menschen ist Trägheit. Er untergräbt in tausend Formen unser Wohlsein. In Gebildeten verlarvt er sich in jene philosophisch sein sollende trübe, skeptische Weltansicht, die man Hamletismus nennen könnte, um sie für den Erfahrenen mit einem treffenden Typus zu bezeichnen. Es ist ein Aufgeben seiner selbst, ein freiwilliges Erkranken und Sterben. Gesundheit und Leben ist Selbst-erweckung.



Jedes höhere Streben, wenn es nicht bei hohlen Worten und unfruchtbaren Luftsprüngen verbleiben soll, muß von einer körperlichen Wirklichkeit ausgehen, mit welcher und auf welche es wirken soll. Wir wissen alle, daß das Leben, wie es ist, den Forderungen, die der heiligste Ruf in uns erweckt, nicht genügt; allein, das Leben, wie es ist, gewährt uns der Körper, den nur, wenn er gesund ist, die Seele des Ideals

begeistert. Wir wissen alle, daß die Menschheit neuen Lenz entgegenreift, welche, so Gott will!, Blüten und Früchte höherer Natur zeitigen werden; allein ein Erdreich muß diesen göttlichen Pflanzen bereitet werden, woraus sie Nahrung und Wachstum saugen können, wenn sie nicht vor der Reife als traurige Blumengespenster verwelken sollen. Dieses Erdreich aber ist das Leben. Es ist das ewige Lied, das ich singe; es ist das Schema, das mir, wohin ich mich wende, entgegenlänzt — „das Reich meiner Dreieinigkeit — sage ich mit dem närrischen Natur-Evangelisten — gegen welche die Pforten der Hölle nichts vermögen; das Wahre, das der Vater ist, der das Gute zeugt, das der Sohn ist, aus dem das Schöne hervorgeht, das der heilige Geist ist“. — Das Wahre aber ist das Leben und die Natur, die uns den Stoff bieten; das Gute ist der Gehalt, den unser Geist in sich trägt und im Stoffe ausprägt; das Schöne ist die Form — und die „kommt von oben“.

IV.

Bildung.

Es gibt zwei Stufen der Bildung. Auf der ersten steht der, welcher anfängt in allem Ernste über sich selbst zu denken. Dadurch, daß man sich zum Gegenstand wird, wird man mündig — das geistige Dasein beginnt.

Ohne diese Stufe zu betreten, kann man nie zur zweiten gelangen, und wer sie betritt, sondert sich sofort schon aus dem Niveau der Welt heraus; denn, so nahe die Selbstbetrachtung zu liegen scheint, so glaubt mir, daß nur sehr wenige — selbst von Dichtern und Gelehrten — wahrhaft dazu gelangen! Auf der zweiten Stufe steht der, welcher beginnt, das Denken über sich in ein Wirken auf sich zu verwandeln, — der sich beherrscht, betätigt und etwas hervorbringt. Hier wird das geistige Dasein zum Leben; es bildet sich der Charakter — und auf dem Charakter beruht der menschliche Wert. Was frommt es, meinen Kreis bemessen zu haben, wenn ich ihn nicht ausfülle, meinen Fehler zu kennen, wenn ich ihn nicht bessere? Auf der ersten Stufe bleiben meist selbst die Berufenen stehen, — denn auserwählt sind die wenigsten!



Was haben wir zu tun? Alles in uns aufzunehmen und unsern Weg dabei fortzugehen. Unsere Bildung sei ein Strom aus ursprünglichem Born, von mündenden Bächen und Flüssen geschwellt, aber nicht gehemmt. So und nur

so werden wir die Ahnungen unserer Väter überflügeln; man wird nicht länger müßige Elegien anstimmen, daß kein Griechenland, kein Goethe mehr wiederkommt; es wird etwas in die Welt treten, was auch Griechenland, auch Goethe ist, nur anders. Denn die Menschheit ist unendlicher Entwicklungen fähig. Aber auf dem Wege, welchen die Himmelsstürmer der neuen Kritik zu bahnen wähten, wird es nicht gehen; durch Verleugnung des Größten, was unter uns gedieh, werden wir nicht größer werden; wir müssen es erst in uns aufnehmen, bevor wir es verdauen, bevor wir es überwachsen. „Ich begreife nun“, schrieb einst Schiller, „daß das Vortreffliche eine Macht ist, der gegenüber es keine Freiheit gibt, als die Liebe.“

Lasset uns ein so großes Wort durch Taten der Ehrfurcht bekräftigen, aber auch nicht vergessen, daß jedem von uns Kräfte gegeben sind, mit denen er weiter reicht als mit allen fremden — und daß nur von der Entwicklung und Tätigkeit aller dieser Kräfte das zu erwarten ist, dem wir alle sehnlichst entgendürsten, und das kein Einzelner je darzustellen hoffen darf.



Was ist erforderlich, damit eine Kristallisation — eine bleibende, gesetzliche Bildung — gelinge? Vollkommene Auflösung des zu Bildenden im Bildungselemente und Ruhe während der Bildung.



Ein gebildeter Mensch ist kein fertiger. Bildung ist der Weg von Nichts bis zum Anfang. Man hat sich orientiert, nun heißt es wandern.



Der Staat übernimmt durch die Verwaltung des Unterrichts eigentlich die höchste seiner Aufgaben; eine Aufgabe, die ihn gewissermaßen über sich selbst hinausführt. Er kann und soll sich nicht darauf beschränken, bloß Gelehrte, Beamte, Bewerber und Bürger zu dressieren; Erziehung und Unterricht ergreifen den ganzen Menschen, — und durch sie entwickelt und bildet sich heraus jenes reinere Element, das, höher als das politische, die eigentliche Sphäre der Menschheit umzeichnet, und zu dessen Entfaltung die Staaten selbst nur Mittel sind. Menschenbildung überhaupt, — auf ihr beruht, wo nicht das Vorhandensein, doch gewiß der glückliche Organismus der Staaten; auf sie nur kann sich der letzte Zweck der Staaten beziehen.



Wenn Entwicklung aller in die Menschheit gelegten Keime die Aufgabe der Gesellschaft, wenn Erziehung im höheren Sinne das Mittel ist, sie zu lösen, so sind Universitäten die wichtigsten Institute des Staates. Hier soll, was früher nur Zucht und Unterricht war, zur Bildung sich veredeln, hier der künftige Mensch, der künftige Bürger reifen zu der Mission, die eigener Beruf und der heilige Wille des Vaterlandes ihm anweisen.



In der Anlage und Bestimmung des Menschen, dieses Mittelgliedes zweier Welten, hat sich uns nun einmal eine Doppelrichtung seiner Bildung, entsprechend einem Doppelbedürfnis seines Wesens, ergeben. Die beiden Elemente dieses Wesens müssen anerkannt werden. Die menschliche Bildung hat beiden Rechnung zu tragen. Sie hat die Aufgabe, ihn für seine irdische Brauchbarkeit und für seine ewige Bestimmung zu befähigen. Das Bewußtsein dieser Aufgaben gab sich in der Geschichte des Unterrichtes durch die Ansprüche des Humanismus und Realismus kund. Welcher von beiden der höhere ist, kann nicht bezweifelt werden. Man ist Mensch, ehe man Bürger ist; man ist Mensch, während man Priester, Beamter, Arzt, Gewerbsmann ist.



Das wichtigste Resultat aller Bildung ist die Selbsterkenntnis. Jedem Menschen ist von der Gottheit ein bestimmtes Maß zugeordnet — ein bestimmtes Verhältnis der Kräfte, welche sich in einem abgegrenzten Kreise bewegen. Dieses Maß, nicht überschritten und nicht lückenhaft, bestimmt die Integrität, die Gesundheit des Individuums als eines solchen, denn eben durch dieses Verhältnis ist jeder er selbst. Es richtig gemessen zu haben, ist die Krone menschlicher Weisheit; weiter bringt es doch keiner, und mehr hat die Aufschrift des Delphischen Tempels nicht verlangt. Wer dieses Maß seines individuellen Daseins mit jener echten Bildung, die selbst ein Sein und kein bloßer Besitz ist, auszufüllen weiß, der wird sein Leben und seine Gesundheit bewahren.



Wir müssen wohl bedenken, wenn wir von einem göttlichen Verstande, von einem reinen, schrankenlosen Geiste reden, daß uns kein anderes Denken, als ein sich von Schlüssen zu Schlüssen bewegendes (diskursives) — ein Denken, welches sucht und findet, — nicht aber ein in der völligen Erkenntnis ruhendes (intuitives), welches bereits die Wahrheit besitzt — bekannt und begreiflich ist. In jener Bewegung der Begriffe liegt für unsern Verstand das Wesen des Denkens selbst; in dem Erreichen seiner Zwecke die höchste Befriedigung; in dem Fortschreiten dahin seine Bestimmung.



Immer aufmerken, immer denken, immer lernen — darauf beruht der Anteil, den wir am Leben nehmen — das erhält die Strömung des unsers und bewahrt es vor Fäulnis. Und so gut wie vom „Lieben und Irren“ läßt es sich sagen: „wer nicht mehr strebt, wer nicht mehr lernt, der lasse sich begraben.“



Wiß, Heiterkeit, die Macht des Lächerlichen, — ein unschätzbares, ein unentbehrliches Element im Ganzen der menschlichen Bildung. Wo es mangelt oder vergessen wird, macht sich Dünkel, Beschränktheit, Pedantismus, falsche Größe geltend. Warmes, reines Gefühl, mit Wiß, der es von jeder Übertreibung läutert und so nur stets mehr in sich kräftigt, was mag man schöneres wünschen? Wiß zeigt die echte Größe des Menschen, weil die aufgeblasene nicht vor ihm besteht.

Heiterkeit endlich, die in der Stimmung des Gemütes ist, bleibt ein freies, dir selbst zustehendes Trostmittel, wo

Trostgründe nicht mehr ausreichen. Wer wollte nicht versuchen, ob es zu erschaffen sei.



Sage niemand, dies ist ein Buch nach meinem Herzen, ganz wie ich gesprochen hätte! Man soll nicht lesen, um nur in seiner lieben Persönlichkeit bestätigt zu werden; die Lektüre soll fördern, begrenzen, erweitern, aufklären, berichtigen.



Der Firnis der feinen Erziehung überzieht und versteckt nur erst die Anorren und Lücken unseres Wesens; an den rauheren Anorren der Erfahrung, der Erziehung durchs Leben gleichen sie sich wirklich aus. Diese gibt uns wahre Bildung, jene nur den Schein der Bildung.



Echt populär ist nicht der Schriftsteller, der sich mit Redensarten hilft, wo er die Sache nicht versteht; auch jener nicht, der ein oberflächliches Wissen in encyclopädischer Halbheit, die Weisheit der Jahrtausende im Taschenformat à la portée du monde überliefert; noch jener, der dem unvorbereiteten großen Publikum die Labyrinth des Forschens leichtsinnig öffnet und die inneren Kämpfe des Strebens der Schadenfrohen Neugierde preis gibt, — sondern nur der, welcher die letzten Ergebnisse, die alles Forschen und Wissen endlich für das Leben und Handeln abwirft, erkennt, sammelt, prüft, sichtet, und mit praktischem Geiste und Talente zum Gemeingut aller macht.

v.

Kunst.

Das Wissen trennt die Menschen, die Kunst vereinigt sie. Das schaffende Genie erregt [durch seine Werke selbst jene produktive Fähigkeit des Genießenden, kraft welcher er dieselben auffaßt, die darinliegenden Intentionen erkennt und fortführt und so das Werk, welches als Produkt des Individuums immer etwas Unvollendetes ist, durch Hinzutun aus seinem Innern eigentlich komplettiert. So erhebt der wahre Dichter den Leser und Zuschauer zu sich und läßt ihn gleichsam mit an seinem Werke dichten.

Das wäre dann eigentlich das rechte Verhältnis zwischen den Werken und dem Publikum, allein die neuere Zeit hat ein anderes erfunden, welches sie Kritik nennt. — — — — Wie sind in einem unfruchtbaren Schwanken zwischen Autoritätsdespotismus und Anarchie. Jener ist so übel als diese. Der Schwache hält sich an Autorität; er fühlt sich durch sie gesichert, beruhigt, ergänzt und nach außen geschützt. Denn er braucht nur immer die Löwenhaut vorzuhalten, um — den Esel dahinter zu verbergen. Dagegen der Kräftigere, jede Schranke verachtend, legt die Elle seines Jähs an die Welt und mißt diese an jener. Mag er immerhin mit Leben, Kunst und Wissen gebaren nach dem Pfunde, das ihm verliehen ward; die bittere und süße Frucht, die seiner Saat erwächst, muß endlich doch er selbst verdauen! Aber uns andere lasse er säen nach unserer Weise, wie wir ihn nach der seinen!

Es sollen in der Literatur, wie im sozialen Leben, immer mehr und allgemeiner die Gesetze einer billigen und vernünftigen Konvenienz gelten, welche alle bestätigt und fördert, indem sie den Einzelnen begrenzt und zurückhält. In die Denkweise anderer, deren Gehirn ja auch nach Menschenart organisiert ist, bescheiden und mit Anteil einzugehen, das Tüchtige jeder Art anzuerkennen und dabei auf eigenem Wege rastlos und immer fortzuschreiten — das ist human, das sei denn auch national, das sei deutsch! Und wenn nicht alles trägt, so fängt man wirklich täglich mehr an, diese Wahrheit zu begreifen. Es hat sich doch der Mode gegenüber bereits eine bessere Meinung gebildet, die nicht immer Minorität bleiben wird.

Die Autorität darf nicht durch Verneinung, sie muß durch Fortschritte beseitigt werden. Um irgend ein Höheres, sei es eine Idee, ein Charakter oder was immer, zu durchdringen, wird unabweislich Begeisterung gefordert. Wer für Shakespeare nie begeistert war, hat ihn auch nie verstanden. Hat man das Große einmal durchdrungen, so wird sich, im Fortschreiten, schon auch das Relative des erreichten Standpunktes zeigen. Denn welches Menschliche wäre unbedingt? So durchdringt sich ein Mensch, ein Volk, ein Zeitalter mit einer Idee, assimiliert sie, streift dann die Schlangenhaut ab und reißt, mit dem Blute der Vergangenheit genährt, neuen Verwandlungen entgegen. Das ist die Metamorphose der Bildung, das ist die Erziehung des Menschengeschlechts.

Nachahmung ist gänzliche Aufopferung des Geistes an die Natur, Knechtschaft; Manier ist Aufopferung der Natur

zu gunsten des Individuums, Willkür. Stil ist Harmonie zwischen Geist und Natur, freie Geselligkeit.



Es gilt auf die Notwendigkeit der inneren Bildung hinzuweisen, die zum Verständnis der Kunst, die zum Urtheil über Künstler unbedingt erforderlich ist. Nicht die Kunst darf sich je zum Publikum herablassen; dieses muß sich zu ihr heranbilden. Nicht die Empfindung des Liebhabers, nicht der Geschmack und das Machtwort der Salons entscheiden hier, — sondern eine höhere Instanz, deren Ausspruch zu vernehmen und zu deuten, man ein echter, tüchtiger, durchgebildeter, ein sittlicher Mensch werden muß.



Wir verlangen, daß aus dem Werke die Seele des Künstlers zu uns spreche; er darf verlangen, daß wir diese Sprache zu lesen wissen. Nicht unser flüchtiges Behagen, nicht ein vergänglicher Modegeschmack, nicht eine hineingelegte oder herausgedeutete Zeittendenz darf das Urtheil über ein Kunstwerk sprechen, so daß wir etwas daneben oder dabei fühlen und phantasieren. Das Werk muß ein selbständiges Leben haben und uns diesem unterwerfen, so daß wir das unsere daran erweitern, ergänzen, erheben können. Freilich muß, wenn es so sein soll, der Künstler erst sich selber bilden, damit er uns wieder bilden könne. Nur unter diesen Bedingungen und sonst nie wird und kann eine goldene Zeit für die Kunst und den Künstler möglich werden. Er wird wieder, wie er es in Griechenland war, ein Priester des

ewig Wahren, Großen und Schönen, ein Geweihter höherer Menschheit sein, wird Werke schaffen, die durch alle Völker und alle Zeiten dauern und blühen werden.



Der eigentliche Genuß an Kunstwerken und Büchern liegt in der Empfindung, einen größeren Geist fassen zu lernen, in der fühlbaren Erweiterung der Seele. Was wir nicht verstehen oder was wir so völlig verstehen, daß wir es selbst hervorbringen könnten, verschafft uns diesen Genuß nicht.



Kunst ist keine Entdeckung, keine Erfindung, kein Plan, keine Weisheit, keine Kirche, sie spricht nicht das forschende, nicht das fühlende Vermögen im Menschen einzig an, — sondern den Menschen selbst und ganz. Sie überliefert das Unausprechliche, selbst unausprechlich, ein echtes Geheimnis.



Kunstwerke wirken zur sittlichen Beredelung, indem sie das Beste in uns frei machen, unser Standpunkt erhöhen, unser Inneres läutern. *Kάθαρις*. So werden wir besser, indem der Künstler bloß seinen eigenen Zweck im Auge hält und die eigentliche, unmittelbare Moralisierung den Predigern, Müttern und Prügeln überläßt.



Dieses wollen wir nie vergessen: Daß die Kritik nicht zum Zerstören da ist, sondern zum Schaffen; und daß sie selbst da, wo sie zerstören muß, wie die ewige Natur auch schon die Keime des Lebens austreut. So wird sie werden, was sie werden soll: Läuterung und Bildung des (literarischen) Chaos zu einer Welt des geistigen Lebens; so wird auch sie ihr zugemessen Teil schaffen am großen Werk der Menschheit, um dessentwillen Tat, Kunst und Wissenschaft in die Geschichte treten, um dessentwillen alles Beseelte strebt und ringt, solange es in den Kreis des Vergänglichen sich geschlossen sieht.



Der Dichter wirkt, z. B. im Lustspiel, sittlich, nicht nur insofern er sittliche Charaktere und Verhältnisse hinstellt, oder indem er positiv sittliche Maximen ausspricht, oder — als Dichter überhaupt — insofern alle Dichtung durch Gemütshebung die sittliche Kapazität erweitert, — sondern auch, indem er das Menschliche in seiner Schwäche genetisch begreifen, also mit Billigkeit ansehen lehrt, worin die Humanität besteht.



Es ist eine der falschen, gangbaren Vorstellungen, daß das Genie, wie die Unschuld, nichts von sich wisse. Das Genie, eben weil es eins ist, wird bald genug seinen Standpunkt, wie den der anderen gewahr; es kann sich nichts verbergen, also auch sich selbst nicht; und überhaupt ist das Genie Geist und Einsicht und nicht, wie so viele wähnen, eine wundersame, überaus geschickte Dummheit.



Je höher ein Mensch an Bildung steht, desto mehr wird der Verstand in seinen Werken sichtbar werden; und ist er nun Dichter, soll es da anders sein? Wir verlangen nicht, daß der Gedanke das Gedicht beherrsche, oder daß das Gedicht den Gedanken ausschließe; wir verlangen jene totale Stimmung des ganzen Menschen, „jenen Wechsel zwischen Bewußtsein und Nichtbewußtsein“, der nach Rahels Ausspruch der Dichter macht. Es entsteht hierdurch eine symbolische Darstellung, in welcher Reflexion, Empfindung und Anschauung durch das poetische Genie so innig in Eins verschmolzen sind, daß kein Auge mehr ihre Grenzen entdeckt. Dies ist das Ideal der modernen Lyrik. Derjenige nur wäre der Aufgabe völlig gewachsen, der sich die gesamte Bildung der Zeit, wie sie aus ihren schmerzlichen Geburtswehen hervorging, angeeignet und doch dabei, von den Göttern und Musen freundlich begabt, die ursprüngliche Kraft und Gesundheit des Herzens bewahrt hätte. Er würde leisten, was wir vom Lyriker erwarten; denn wir fordern nicht von ihm eingelullt zu werden in die Ammenträume phantastischer Geistesfindheit, zurückzukehren in die dämmernde Bilderwelt des Ostens oder des spanischen Mittelalters, wohin uns mancher jüngere Dichter verlocken will; wir verlangen Trost und Kräftigung in unseren verworrenen Zuständen; mehr oder weniger bringen wir ein leidendes Herz zum Lesen mit. Ein leidendes Herz wird aber nicht durch Ländeleien, sondern durch höhere Anschauungen geheilt. Hier nun komme ich auf die Hauptsache, auf das letzte Ziel dieser Betrachtungen über Lyrik. Indem ich nämlich diese Form der Poesie ganz dem Subjekte zuwies, wollte ich dadurch zugleich andeuten, daß also die schönste Ausbildung der Subjekte der Weg sei, von welchem wir, daß er zum Ziele führe, zu hoffen

haben. Denn sollen wir einem fremden Geiste Wirkung auf den unsrigen gestatten, so begehren wir mit Recht, daß er dem unsrigen, wenigstens zum Teil, überlegen sei; sollen wir empfangen, so muß man uns etwas geben. Denn der Zweck aller Poesie ist am Ende — wie ich gesagt habe — uns innerlich zu erheben, zu fördern; und Zustände eines andern, seien sie auch noch so glücklich ausgedrückt, fördern uns nicht, wenn sie an und für sich nicht der Mühe des Betrachtens wert sind. Das war es, was Goethe gemeint hat, als er das Wort an die jungen Dichter richtete, das ihm viele von diesen, leider nur zu ihrem eigenen Schaden, so übel nahmen. — Möglichste Läuterung und Bildung des Subjektiven also ist der einzige und rechte Weg, den die Lyrik jetzt einzuschlagen hat, — und wie schön, daß diese Aufgabe so völlig mit den übrigen zusammenstimmt, welche unsere Zeit an den Strebenden stellt; überall heißt es: Bilde dich aus!



Alle Kunst ist Symbolik. Wenn sie bedeutungslos bleibt, wird sie Handwerk; wenn sie allegorisiert, wird sie Philosophie; das sind ihre beiden Abwege.



Das Gute ist schwer zu wirken; das Wahre zu finden, kostet noch mehr Bemühung; kein Mensch hoffe, das Schöne hervorzubringen, es werde ihm denn von oben gegeben.



Was nicht das Innerste des Menschen befreit, ist kein Werk der Kunst, sondern des Handwerks.



Das Schöne und das Erhabene sind die Marken des Kunstgebietes. Denkmale gehören dem zweiten an, denn ihr Zweck ist Erhebung. Lachende oder schmerzlich-süße Erinnerungen, gut für Stammbücher und Kirchhöfe, laden zu erneutem Genuße oder zu müßiger Wehmut ein. Beides steht dem vereinzelt, unwichtigen Menschen wohl an in einer Stunde der Menschlichkeit, — nicht den Völkern, nicht dem Manne im Angesichte der Völker. Hier ist „Tat“ das Lösungswort, und Taten sind Kinder der Erhebung. Aus den Erinnerungen der Nationen bleibt nur das Große übrig, denn nur in ihm ist die Bürgschaft des Ewigen gegeben, während Schmerz und Freude vergänglich sind. In diesen Sätzen liegt die Bedeutung öffentlicher Sinnbilder. Doch sind nirgends, in Leben oder Kunst, die Grenzlinien so scharf gezogen, als auf dem Papiere. Der Künstler wird, je nach dem Bedürfnisse, bestimmte Zeiten oder Personen zu charakterisieren, das Erhebende aus der Rührung, wie aus der Freude, ja dem Scherze, übergänglich zu erzeugen wissen.

Den Menschen erhebt nichts kräftiger, als die Größe menschlicher Persönlichkeit. Darum galten von jeher Bildnisse vorzüglicher Menschen als die würdigsten Denkmale ihrer Zeit. Denn, man sage, was man wolle — zur Ehre unseres Geschlechts sei es wiederholt: die Zeit schafft ihre Männer — der Mann gestaltet seine Zeit. In ihren Regenten, Heroen, Dichtern, Denkern, in keiner Abstraktion von Beschäftigung oder Betrieb, wird ihr Charakter ausgesprochen.

Welche Richtung kann sie nehmen, die ihr nicht vorgezeichnet worden wäre? Wer schreibt Richtungen vor, als der Gedanke? Und wo entspringt der Gedanke, als im Geiste des Tüchtigen?

Aber auch nur in diesem Sinne gilt der Mensch in der Geschichte, nicht durch die Schladen seiner Individualität. Nur in diesem Sinne kann das Denkbild seinen Mann verewigen wollen. Wer an dasselbe herantritt, den muß zugleich das Gefühl der innigen Gegenwart und der Ewigkeit des Abgebildeten ergreifen. (Ionisch ideal.) Der Künstler erreicht eine solche Absicht durch die innerlich treue, aber ideelle Auffassung und Behandlung des Kopfes, durch den Ausdruck eines auf sich selbst ruhenden und gegründeten, festen Daseins, ohne kleinlichen Bezug nach außen, durch eine kunstgemäße, würdige Bekleidung, selbst durch das Kolossale der Dimensionen, das die Griechen, ganz der natürlichen sinnlichen Empfindung des Menschen treu, für Götter und Heroen unerläßlich fanden, mit einem Worte: durch das, was man in den Künsten „Stil“ nennt, was da macht, daß der Mensch des Künstlers nicht wie „Hinz und Kunz“, sondern wie ein Mensch aussieht, was da hindert, daß ein Goethe von seiner Büste mit in die Weste gesteckter Hand sagen mußte: so würde ich mich schämen, vor meinem Herzoge, geschweige vor Welt und Nachwelt dazustehen.

Die Griechen haben uns die Verkörperung dieses höheren Begriffes bekanntlich hinterlassen; wir stellen mit Recht ihre Formen oben an, nicht weil sie griechisch — weil sie menschlich sind. An allen ihren Denkbildern erhebt uns dieses unbezeichnenbare Etwas, dieses bescheidene und große, stille Dasein, dieser über alle Glieder und Falten ausgegossene Geist. Sie hielten streng an den angeführten Grundsätzen. Minder bedeutenden Menschen war es nicht vergönnt, ihre

Persönlichkeit durch die Kunst festgehalten zu sehen; die völlige Nachahmung war in Griechenland bei Strafe verboten. Nur die höchsten Persönlichkeiten hielt man, als solche, der Verewigung würdig; und hier wußte die Kunst zu ergänzen, was etwa eine Laune der Natur übersehen oder mutwillig behandelt hatte. Denn die Kunst, da sie vom Menschen ausgeht, nimmt den Menschen viel wichtiger und ernsthafter, als die Natur ihn behandelt. So nützte Lysippos den schiefen Hals Alexanders dahin, daß der Held, gegen den Himmel gewendet, sich als den Sieger der Erde fühlte. Man mußte dreimal gesiegt haben, um eine solche izonische (Porträt) Statue erhalten zu dürfen; eine idealisierte war nach dem ersten Siege gestattet. So hielten es die Griechen.

Das alles haben sie gut gemacht, aber immer — nicht als Griechen, sondern als Menschen. Wer da glauben würde, ein griechisches Gewand sei die Anwartschaft auf Unsterblichkeit, dem würde sein Glaube nicht helfen. Das eben bewähre die Kunst des Künstlers bis auf den Saum des Gewandes herab, — wie es den Geist des großen Menschen bewährt hat, den er darstellt — daß er der Zeit gebe, was der Zeit und dem Ewigen, was dem Ewigen gehört. Wer an sein Gebilde hintritt, habe zugleich das rein Menschliche und die Geschichte vor Augen, fühle sich an Personen und an Zeiten erinnert, aber nicht an den Schneider. (Historisch ideal.) — — Monumente haben und behalten ihrem Wesen nach immer etwas Symbolisches. Ist nicht alle Erinnerung ein Sinnbild? Soviel ist also gewiß: Das Denkbild soll repräsentieren. Die Zeit durch den Menschen, den Menschen in seiner Zeit. Aber nicht die Repräsentation der Etikette, wie sie Berninis Standbilder zeigen, die Repräsentation geschichtlicher Würde steht ihm an.

— — — An der Zahl der Monumente weckt, bildet, berichtigt, läutert sich der Kunstsin, der nationale. Die kommenden Geschlechter werden in unser Erbe eingesetzt. Eine versteinerte Geschichte spricht tiefer zu ihnen, als eine gedruckte. Denn an der Geschichte ist nichts lebendig, als die Erhebung, die sie gewährt. Gehe alles Ubrige im Pergament und Löschpapier samt Datum und Jahreszahl immerhin zugrunde, wenn nur jene bleibt und mit ihr die Bürgschaft für unsere Bestimmung! Die Kunst hält fest, was der Unsterblichkeit fähig ist; das Gebrechliche verschwindet vor ihr. Der Sinn für das Große nährt sich durch den Künstler im Menschen, durch den Menschen im Künstler; Taten und ihre Darstellung sind sich verwandt; und mit welchem Gefühle weilt der Held unter Denkmälern, die ihm sein eigenes vorbedeuten, mit welchen schafft sie der Künstler, dem sie zugleich sein eigenes sind.

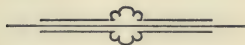
Noch erwäge man, daß wie für Persönlichkeiten Denkbilder, so für Zeiten Architekturen die eigentlichsten Monumente sind. Aus den Bauten der Völker spricht ihr ganzes Dasein zu uns. Ruinen zwischen wuchernden Gesträuchen, wie Schatten der Unterwelt aus der Tiefe gefördert, reden eine bedeutungsvolle Sprache. Man sollte lernen sie zu verstehen, sie zu überliefern. Die großen und eingreifenden Verhältnisse der Baukunst wirken tiefer, erziehender für die Menschen, als ein oberflächlicher Beobachter vermutet. Hierin ist noch viel, sehr viel zu tun. Aber harmonisch müßte es geschehen; alle Künste in einem Sinne, zu einem Ziele wirkend, und das Leben mit ihnen.

Nichts charakterisiert so bündig und richtig eine Nation in ihrer Eigenheit, als Worte ihrer Sprache für Eigenschaften, wofür andere Sprachen keine Worte haben. Unübersetzbar ist das whimsical und der humour des Engländers; die étourderie, polissonnerie, poltronnerie, élégance, der esprit, das aperçu des Franzosen; die Grandezza des Spaniers; das decus und honestum, die eigentliche virtus des Römers, die Kalokagathie, die Sophrosyne des Griechen; und wie viele solche höchst bezeichnende Ausdrücke ließen sich noch aufzählen! Finden sich aber nicht auch die den Bezeichnungen entsprechenden Eigenschaften ganz vorzüglich in den Heimatländern der Bezeichnungen? Hat nicht die französische Sprache einen ganzen Schatz konventioneller Ausdrücke, der, für die feinsten Bedürfnisse des geselligen Verkehrs gebildet, gleichsam eine Sprache in der Sprache darstellt? Die italienische nicht einen ähnlichen Schatz für den Kunstgebrauch? Die sogenannten toten (eigentlich unsterblichen) Sprachen nicht einen gleichen für die höhere Sprache des Geistes und Gefühles?

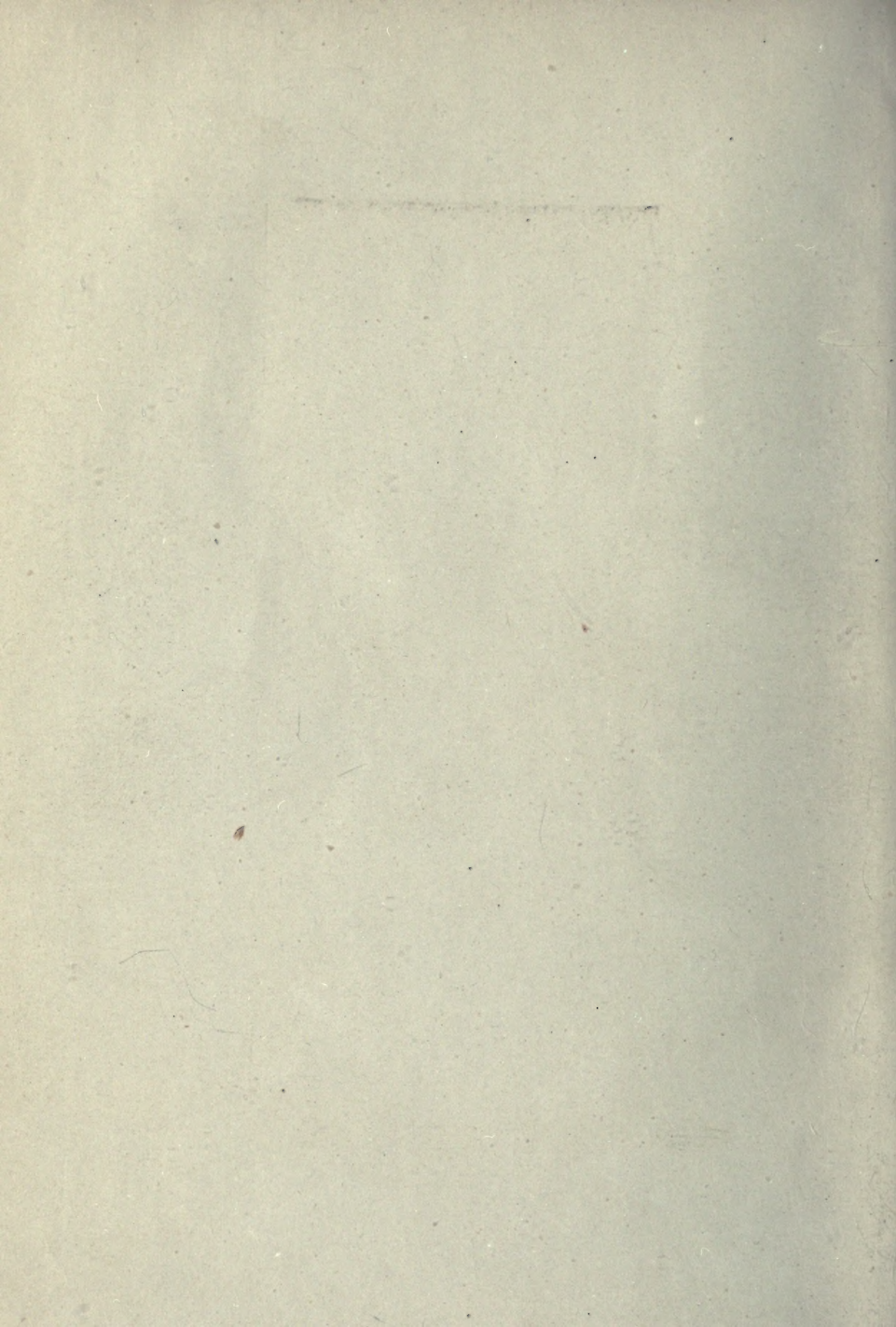
Die deutsche Nation, im Mittelpunkt, so recht im Herzen Europas gelegen, scheint durch Lage und Volkscharakter ganz eigentlich dazu bestimmt, die Elemente der verschiedensten umgebenden Nationen miteinander zu versöhnen und einer höheren allgemeinen Einigung durch ideale Bildung im Sinne reiner Menschlichkeit zuzuführen. Das Bestreben Herders nach dem Ideal der Humanität war das deutscheste von allem Bestreben unserer großen Schriftsteller, und der Gedanke einer allgemeinen Sprache keimte in Leibniz' Seele — in der Seele eines Deutschen. Keine Nation ist so fähig, so willig, so geübt, sich die Trefflichkeiten aller andern Nationen deutlich zu machen und anzubilden, als die deutsche;

keine überseht so treu, so mannigfach, so virtuos aus allen Sprachen, als die deutsche; und wenn man uns (weil dann jedes Licht seinen Schatten bedingt) vorwirft, unsere Eigentümlichkeit allzuleicht hinzugeben und in Nachäfferei zu verfallen, so können wir die andere Seite vorkehren und sagen, daß eben dieser aufgeschlossene Sinn für Allgemeinheit unsere schönste Eigentümlichkeit ist. Sollen wir diesen Keim zu einer so weit aussehenden Bestimmung in uns einer kleinlich pedantischen Beschränktheit, einem höchst mißverstandenen Patriotismus aufopfern, ein Sprachabsperrungssystem einführen?

— — — — — Bleibe der Deutsche seiner schönen Mission getreu: Das Besitztum aller Völker in ein geistiges Gemeingut zu versammeln und ihnen daraus veredelt wieder zu spenden; jene Weltliteratur wirklich zu machen, von der seine Leibnize, Herder und Goethe geträumt haben.







LG

102667

F4224a

Author Feuchtersleben, Ernst, Freiherr von

Title Aphorismen; ed. by Schroeder.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU

